

Rellstab, Ludwig
Drei Jahre von Dreissigen



Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

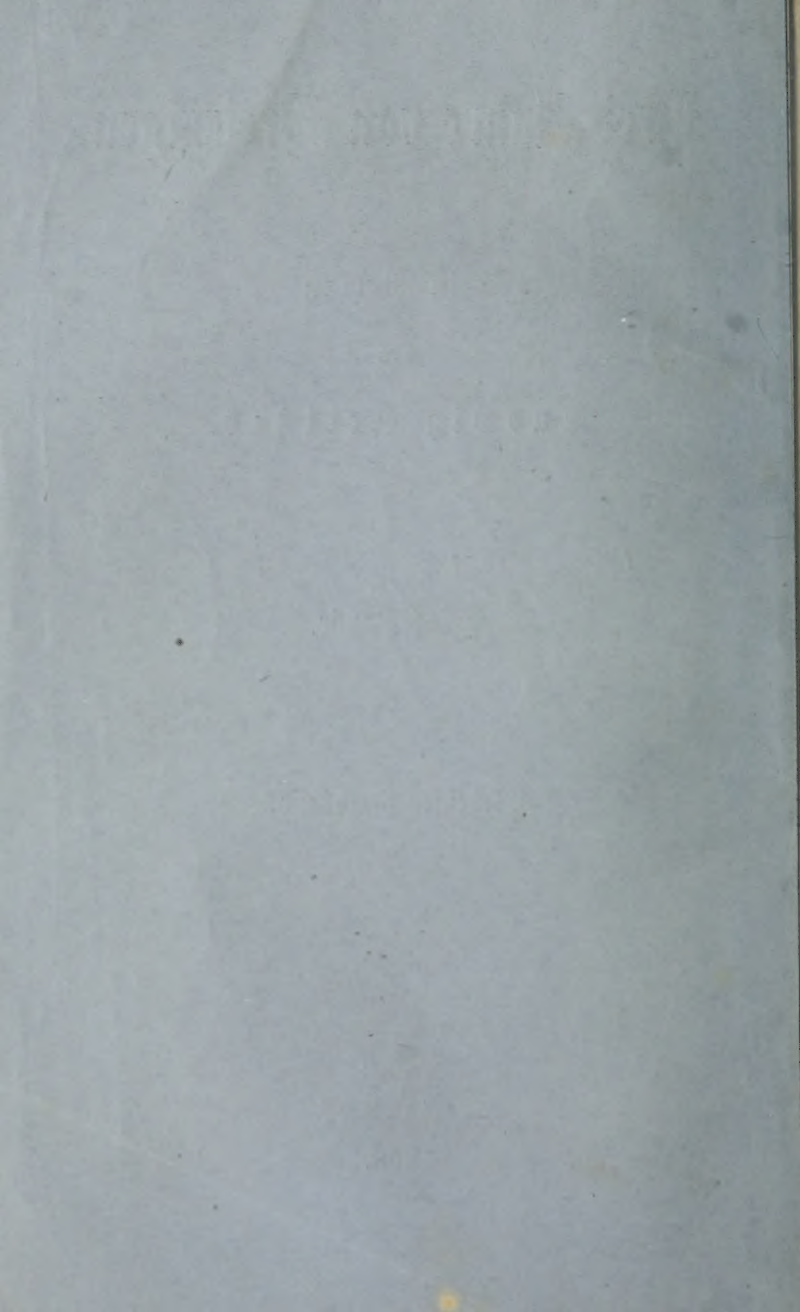
von

Ludwig Rellstab.

Fünf Bände.

Siebenter Halbband.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1858.



Drei Jahre von Dreissigen.

Vierter Band.

Erste Abtheilung.





Drei Jahre von Dreissigen.

Ein Roman

von

Ludwig Rellstab.

Vierter Band.

Erste Abtheilung.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1858.



Sechsundzwanzigstes Buch.

Erstes Capitel.

Lamormain saß, wie er gern pflegte, eingeschlossen in seinem Zimmer, vor seinem Arbeitstisch. Er hatte eine Landkarte von Deutschland vor sich, die er mit scharfer Aufmerksamkeit und in Nachdenken verloren betrachtete. Das unheimliche Lächeln, mit dem er einen innern Triumph zu bezeichnen pflegte, zog sich um seine Lippen. „Von drei Seiten", dachte er, „greifen wir also jetzt den König Friedrich an; hier, hier und hier." Seine Finger berührten dabei die drei verschiedenen Punkte der Landkarte. „In seinen Erblanden, in der Lausitz und bald, hoffentlich, auch ernsthaft in Böhmen. Ich denke, ehe das Jahr abläuft, werden wir Schach und Matt sagen können."

Es pochte an die Thür. Lamormain horchte auf, trat an dieselbe und fragte: „Was gibt's?"

Es war die Weise wie er stets mit seinem Diener verkehrte, der allein das Recht hatte, an die verschlossene Pforte zu klopfen.

„Seine Ehrwürden der Herr Pater Thyßka", meldete der Diener.

„Er soll mir willkommen sein." Lamormain trat an den Arbeitstisch, that rasch einige Papiere und Briefe in verschiedene Schubfächer, schloß dieselben sorgfältig und ging dann zur Thür, um den Riegel zurückzuziehen.

Thyßka trat ein.

„Seid mir gegrüßt, theurer Bruder in Christo", empfing ihn Lamormain und reichte ihm die Hand entgegen: „Endlich wieder hier! Nun, Ihr habt von Euch hören lassen; viel Wackres geschafft, lieber Thyßka, viel Wackres! Ihr kommt gerade von Regensburg?"

„Ich war zuvor noch einige Tage in München, Hochwürdigster, um Dr. Kleshcim und Pater Eusebius zu sprechen."

„Sehr gut! Man muß Niemand vernachlässigen, auch wenn die Angelegenheiten gut gehen!"

„Und sie gehen gut, denke ich", erwiderte Thyßka, „wiewol noch Manches zu thun übrig bleibt!"

„Vieles!" berichtigte Lamormain; „ein Schritt vom Ziel ist immer noch ein unerreichtes Ziel! Wir dürfen ja nicht in den Fehler unserer Gegner verfallen und Alles abgethan glauben, weil wir neun Zehntheile gethan! Die Böhmen hatten schon mehr erreicht gegen uns, und mehr als wir jetzt gegen sie! Und dennoch! Ich lobe es sehr, daß Ihr nach München gegangen seid. Aber setzt Euch, ich bitte. Ich habe gerade rechte Muße Alles mit Euch zu besprechen. Was sagten denn die Herren in München?"

„Sie sind unser mit Leib und Leben .... auf die verabredeten Bedingungen, versteht sich!" antwortete Thyßka.

„Ja wol! Auf die freilich am meisten, welche sie selbst betreffen!" sagte Lamormain spöttisch. „Was die für den Herzog Maximilian anlangt, so würden sie nachsichtiger gegen uns sein. Indeß, wir werden Allen Wort

halten können — und müssen", setzte er hinzu, „denn wir werden sie noch später brauchen."

„Was meinen geringen Antheil anbetrifft, Hochwürdigster", sagte Thyßka schmiegsam, „so will ich jede Kraft daran setzen, die Erfüllung unserer Versprechungen möglich zu machen."

„Sehr gut! Bruder Thyßka! Eifer und Anstrengung bis zum letzten Augenblick! Noch einige Monate, und ich denke, wird sind am Ziel!"

„So schnell hoffen Ew. Hochwürden?" fragte Thyßka aufhorchend.

„Ich denke, ja. Ihr wißt, ich verliere nicht Muth und Vertrauen, wenn es sehr übel steht, und bleibe vorsichtig, wenn Alles gut zu stehen scheint. Doch habe ich die Zuversicht", fuhr er mit finster gezogenen Brauen fort, „daß die böhmischen Geschichtsbücher vom Jahre 1621 von keinem Könige Friedrich mehr zu erzählen haben werden. Wir sind jetzo im Erntemond, im August; der November, spätestens December, muß unser Erntemonat sein. Es ist auch übergenug mit einem Jahre dieser ketzerischen Usurpation; ein Jahr reift die Ernte .... der Vergeltung!"

Thyßka schwieg, aber sah Lamormain staunend an.

„Ich kann Euch, verzeiht mir das, lieber Bruder in Christo", fuhr Lamormain heitrer fort, „nicht wohl hier sitzen sehen, ohne ein wenig zu lächeln. Wißt Ihr, wie Ihr vor zwei Jahren, nach dem prager Tumult, hier saßet? Ihr hattet alle Hoffnung verloren! Ihr meintet, es sei nun ein für allemal zu Ende mit unserm Orden in Böhmen! Seht Ihr nun wie sich das Blatt gewendet hat? Vielleicht könnt Ihr schon Eure Neujahrspredigt wieder im Dom zu Prag halten!"

„Noch haben wir nicht festen Fuß in Böhmen!“ erlaubte sich Thyßka mit bedenklichem Tone zu erwidern.

„Aber schon manchen Fußpfad dahin gebahnt“, antwortete Lamormain, indem er Thyßka freundlich auf die Schulter klopfte, „und die heut eingetroffenen Nachrichten eröffnen uns eine breitere Straße! Ihr wißt noch nicht“, — fuhr er, da Thyßka ihn fragend ansah, fort, „Ihr wißt noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen in die Lausitz eingerückt ist?“

„Wirklich! Eingerückt! Ist's möglich!“ rief Thyßka aus.

„Am 20. August. Er steht schon vor Budissin!“

„Ich hätte es nimmermehr geglaubt!“ rief Thyßka.

„Ich auch kaum“, sprach Lamormain spöttisch. „Aber diese Ketzer vertilgen Einer den Andern so erbittert wie die Raubhechte!“

„Freilich, der Lutheraner haßt den Calvinisten“, pflichtete Thyßka ihm bei, „allein bis zu dem Grade, daß der angesehenste lutherische Fürst den angesehensten calvinistischen bei einer allgemeinen Glaubenssache mit Krieg überziehen sollte, statt ihn zu vertheidigen, — daß das mächtigste Mitglied der protestantischen Union die Waffen ergreift gegen das Haupt derselben — das hätte ich nimmermehr geglaubt!“

„Es kommt nur darauf an, wie man das Ding ansieht“, erwiderte Lamormain mit seinem schärfsten Lächeln; „wir haben den Herrn Kurfürsten auf den richtigen Standpunkt gestellt. Er bekämpft nur den usurpatorischen König von Böhmen, als guter Reichsfürst und Vasall des Kaisers! Den Kurfürsten von der Pfalz wird er sogar beschützen .... falls nicht dermaleinst sein Gewissen — dem der Herr Hofprediger Hoe tagtäglich den vorlauten Mund öffnet — ihm gebietet den calvinistischen Antichristen zu verschlingen! Wir wollen ihn nicht daran hindern! Wozu

sollen wir es überhaupt untersuchen, ob Neid auf die böhmische Krone, oder auf den Vorsitz in der heiligen Union, oder der fromme Ingrimm auf den calvinistischen Moloch-Anbeter den guten Herrn treibt! Oder ob der vorgehaltene leckere Bissen ihn so hitzig macht, daß er mit beiden Kinnbacken in den Angelhaken beißt! Die Lausitz ist ein hübsches Grenzländchen, ein fettes Speckschnittchen — flugs sitzt das Mäuslein in der Falle!"

„Unbegreiflich!" rief Thyßka aus, „daß die Herren so ganz verblendet sind in ihrer eigenen Sache!"

„Weil jeder nur seine eigene darin sieht, keiner die allgemeine", antwortete Lamormain. „Rechnet Ihr heraus, guter Thyßka, ob es treuloser oder verkehrter ist, daß Einer uns hilft den Andern bezwingen, damit er uns nachher allein gegenüberstehe; mir ist's zu spitz. Aber wahr ist's, und das ist die Hauptsache! Und der Herr Kurfürst von Sachsen meint wirklich die Lausitz zu behalten, nachdem wir mit seiner Hülfe dem Herrn Kurfürsten von der Pfalz Böhmen wieder abgenommen haben!"

„Er meint, so gut wie Oberösterreich dem Herzog Maximilian für die Kriegskosten verpfändet ist ...."

„Verpfändet! Ja!" fiel Lamormain ein, „doch wir werden schon finden, womit wir das Pfand auslösen. Der Herr Johann Georg leiht uns vielleicht selbst einige Gulden dazu!" spottete er bitter. „Es würde ein stattliches habsburgisches Reich abgeben, wenn wir am Ende des böhmischen Krieges alle Länder verpfändet und abgetreten hätten, Oesterreich an Baiern, die Lausitz an Herrn Johann Georg, Ungarn an Bethlen Gabor, Steiermark an Venedig für Subsidien, vielleicht Böhmen an Spanien, was schon ein halbes Versprechen hat .... Den Herrn König Friedrich setzten wir dann wohlbehalten wieder in seine Pfalz ein,

und uns zwischen alle Stühle nieder! Das wäre ein herrlicher Handel! Ich denke aber es wird anders kommen", sagte er mit Nachdruck und sein Auge blitzte scharf. „Der Tag der Vergeltung wird erscheinen! Wenn wir mit des Kurfürsten Hülfe erst die böhmischen Ketzer dahin gebracht haben, daß sie vor unseren Fußsohlen um Erbarmen wimmern, so haben wir's in der Gewalt, ihre Fäuste zu zwingen, uns die sächsischen und die andern knebeln zu helfen!"

Thyßka wiegte stumm den Kopf.

„Heut mag", fuhr Lamormain fort, und strich sich das Kinn, „Herr Hofpastor Hoe von Hoenegg in Dresden seinem Kurfürsten einen Lobpsalm singen, daß er die calvinistischen Antichristen vertilgen hilft; dann ist es aber auch billig, etwas für Herrn Hofpastor Abraham Schulz zu thun, damit auch er ein Danklied anstimmen könne für die Ausrottung des lutherischen Baalsdienstes!"

„So vernichtet des Herrn Weisheit die Abtrünnigen durch ihren eignen Wahnwitz", sagte Thyßka und gab seine volle Zustimmung durch diesen Ausruf kund; nur einen ganz kleinen Gedanken behielt er in sich zurück, für den ihm der mächtige Beichtvater des Kaiser Ferdinand keinen sonderlichen Dank zugewendet haben würde. Er dachte nämlich: „Pater Lamormain hat sehr Recht gegen den Pastor Scultetus, der Pater Lämmermann aber könnte dem Pastor Schulz wol etwas nachsehen!"

„Werft einmal einen Blick mit mir auf die Karte", begann Lamormain von neuem und nahm dieselbe von seinem Arbeitstisch. „Ich denke der böhmische Pseudokönig wird einen etwas harten Stand haben. Hier unten in der Pfalz ist vielleicht schon heut Spinola mit achtundzwanzigtausend Spaniern eingerückt. In der Lausitz steht Friedrich's Unionsgenosse mit funfzehntausend Mann, und hier, von

Linz aus werden die Unsrigen unter Herzog Maximilian und Boucquoi vorrücken."

„Sie sind bereits ehegestern nach Böhmen aufgebrochen", fiel Thyßka ein, „gerade als ich durch Linz kam, rückte Herzog Maximilian aus."

„Ehegestern; also am 21. August; so können sie jetzt schon die Grenze überschritten haben. Diese drei Gewitter ziehen gegen König Friedrich heran", sagte Lamormain aufstehend, sehr ernst, aber sehr ruhig. „Bedenke ich nun, was er uns entgegenstellen kann, bedenke ich der Böhmen Unlust, Zwiespalt und Leichtsinn, halte ich ihres Königs Thatkraft, seinen leichtfertigen Sinn, der von einer Lust zur andern taumelt, seinen unschlüssigen Wankelmuth und dünkelhaften Hochmuth, gegen unseres allergnädigsten Kaisers frommen Eifer, muthigen Entschluß und rastlose That: so werdet Ihr mich, trotz meiner Vorsicht in Allem, doch wol nicht leichtfertig nennen, Pater Thyßka, wenn ich annehme, dieses Jahr müsse der böhmischen Hydra das Haupt zertreten! Der Tag der Vergeltung ist da! Wir müssen schon jetzt darauf denken, wie wir sie üben, daß die Schuldigen uns nicht entrinnen. Glaubt mir, dazu ist in diesem Augenblick größere Vorsicht nöthig, als sonst irgendwo. Die Einen können schon jetzt die Gier nicht zähmen, über die Beute herzufallen; die Andern werden schwaches Mitleid, sträfliche Nachsicht geltend machen wollen. Dagegen müssen also auch wir schon jetzt arbeiten, müssen sorgliche Vorbereitungen treffen! Wer uns entflieht, dies müssen wir bedenken, kann aufs neue wider uns aufstehen! Das ist's, was mich jetzt am meisten beschäftigt. Für den Sieg unserer Sache habe ich zuvor gearbeitet; nunmehr denke ich darauf, wie wir ihn nützen müssen, soweit irgend unser Arm reicht!"

Er schwieg; auch Thyßka. Dunkle Gedanken der Rache bewegten sich in Beider Seelen.

Lamormain begann wieder: „Wißt Ihr, lieber Pater Thyßka, daß Graf Martiniz und Slawata in Wien sind?“

„Auf dem Wege zu Ew. Hochwürden begegnete ich dem Geheimschreiber Fabricius, durch ihn erfuhr ich es.“

„Ganz wohl! Herr Fabricius von Hohenfall. Auf den müssen wir besonders achten. Das sind die drei persönlich Erbittertsten. Sie können uns am meisten schaden.“

„Schaden?“

„Oder nützen! Je nachdem ihre Erbitterung die richtigen Wege geht. Wir müssen sie darauf führen. Ich werde heut eine Besprechung deshalb mit Slawata und Martiniz haben. Ich ersuche Euch derselben beizuwohnen.“

„Wie Ew. Hochwürden bestimmen“, antwortete Thyßka, sich verneigend.

„Um die vierte Stunde Nachmittags, hier in meiner Wohnung.“

Thyßka nahm dies für einen Wink, jetzt aufzubrechen, und empfahl sich.

„O sagt mir doch“, fragte Lamormain, ihm einige Schritte das Geleit gebend, „wie steht es denn mit Eurem und Slawata's Agenten — wie heißt er doch gleich — dem gewandten Burschen, der sich in Regensburg doch so arg hinters Licht führen ließ?“

„Dem Leibeigenen Zaloska?“ fragte Thyßka verlegen erröthend, weil er sich nicht gern an diese fatale Geschichte erinnern ließ.

„Ganz recht, derselbe!“

„Die unglückliche Eigenschaft der Völlerei, welche die meisten Leute aus diesen Ständen haben, hat ihm seinen Unfall zugezogen und uns die Unannehmlichkeit bereitet.“

„Seinen Unfall? Davon weiß ich ja gar nichts“, sagte Lamormain.

„Nun, das kleine Probestück auf der Tortur ist ihm so übel bekommen, daß er lange Zeit gelähmt war; jetzt ist er wieder auf den Füßen“, antwortete Thyßka.

„Tortur? Ihr habt ihn zur Strafe ein paar Grade durchmachen lassen?“ fragte Lamormain.

„O nein .... der Zufall .... vielmehr seine Strafbarkeit ....“ antwortete Thyßka verwirrt.

„Ihr habt mir da wol im Drang der andren Geschäfte nicht Alles berichtet, lieber Bruder“, sagte Lamormain mit einem Ton, der den Verweis und zugleich den Beweis in sich trug, daß er dennoch sehr wohl unterrichtet sei. Thyßka hielt es daher für das Beste, um Vergebung zu bitten und ganz mit der Sprache herauszugehen.

„Ich bekenne, daß ich dies versäumt habe, hochwürdiger Pater. Ich war so bestürzt über Wolodna's Entweichung, von dem wir viel Wichtiges hätten erfahren können, und es drängten sich nachmals die Ereignisse so rasch ....“

„Schon gut, schon gut, lieber Thyßka, es hat nichts zu bedeuten“, unterbrach ihn Lamormain, erzählt mir nur, was geschehen ist.“

Der abtrünnige Reitersmann Kaspar Schwarz hatte nicht nur dem Ketzer Wolodna aus dem Gefängniß geholfen, sondern seine Arglist hatte auch Zaloska schwer trunken gemacht und ihn in diesem Zustande in Wolodna's Kerker geworfen. Es ist kein Zweifel, daß der Wein mit irgend einem Arcanum vermischt gewesen, welches Diejenigen, welche davon genossen, völlig betäubt hat.“

„Und so geschah es, daß der unschuldige Zaloska statt des Geflüchteten auf die Leiter gespannt wurde?“ fragte Lamormain mit seinem leisen spöttischen Lächeln. „Kam

er denn da auch nicht sofort wieder so zum Bewußtsein, daß er den Irrthum aufklären konnte?"

Thyßka stockte etwas. „Ich war selbst nicht zugegen. Sein Geschrei, er sei unschuldig, er sei heimtückisch gefangen worden, beachteten weder der Richter noch der Scharfrichter, weil es das gewöhnliche der Gefangenen ist."

„Die kleine Verwechselung wird dem armen Teufel indessen übel geschmeckt haben! — Immerhin! Eine Strafe hatte er verdient! — Und wie entdeckte sich der Irrthum?"

„Durch mein Erscheinen im Verschlag des Richters", bekannte Thyßka verlegen. „Ich kam, als dieser eben alle Aussagen des Zaloska niedergeschrieben hatte. Er hatte, der Himmel weiß, was Alles gestanden, was ganz unmöglich für ihn war. Doch da die Schmerzen ihm die Besinnung raubten und der Arzt urtheilte, die Ohnmacht könne bei fortgesetzter Folter zum Tode führen, so war eine Pause gemacht worden. Da klärte meine Gegenwart den Irrthum auf."

„Also das war der Zusammenhang der Sache. Nun, es hat nichts auf sich! Verzeiht, lieber Thyßka, daß ich nach der Kleinigkeit fragte, allein ich bin von Allem gern genau unterrichtet!"

Thyßka verbeugte sich stumm und ging.

„Um die vierte Stunde, — aber recht pünktlich, damit wir die Vesper nicht versäumen", erinnerte Lamormain ihm nachrufend.

Zweites Capitel.

In Jakob Steffeck's Weingewölbe saßen Martin Frühwein, Nikolaus Diewiß, Tobias Steffeck, Valentin Kochan und andre angesehene Bürger, wie häufig, an einem Tisch beisammen und tranken ihren Becher.

Das Gespräch war lebhaft, aber nicht heiter. Alle hatten besorgte Mienen; Wolken lagerten auf der Stirn.

„Nun wird's bald jährig werden, daß der König einzog", sagte Nikolaus Diewiß, „wir schreiben heut den sechsten, also noch drei Wochen."

„Etwas darüber", versetzte Tobias Steffeck, „es war am 31. October neuen Stils. Wir sahen damals fröhlicher aus als heut!"

„Wahrlich, Herr Diewiß, wir zumal in unserer Ziska-Rüstung", fiel Jakob Steffeck ein, der als Wirth aufwartend hinter dem Tisch der Gäste stand. „Ich glaube Ihr hieltet heut keine so freudige Begrüßungsanrede wie damals", setzte er hinzu.

„Ja, hätte Mancher gewußt, wie Alles kommen würde", entgegnete Diewiß.

„O schämt euch", fiel Martin Frühwein ein, „laßt ihr die Flügel hängen, weil nicht Alles so glatt weg geht? ihr habt anfangs den Kopf zu hoch gehoben, so müßt ihr euch jetzt etwas bücken! In der Welt geht's nicht anders, es wechselt Regen und Sonnenschein."

„Guten Abend, Herr Doctor", rief Jakob Steffeck einem Eintretenden zu, und unterbrach damit das Gespräch. Es war der gelehrte Doctor Daniel Basilius,

der im schwarzen Wams, mit dem Mantel darüber, eintrat.

Freundlich, aber ernst grüßend, nahm er Platz unter den Anwesenden. Sie rückten zu, um ihm Raum zu geben.

„Habt ihr schon die neueste Zeitung vernommen?“ fragte er. „Aus der Lausitz? Die Sachsen haben die Stadt Bautzen mit Sturm genommen!“

„Wie? Was?“ riefen die Stimmen durcheinander; „wißt Ihr Näheres? Erzählt doch!“

„Daß sie seit drei Wochen vor der Stadt gelegen, wißt ihr. Die Bürger hatten immer noch Entsatz gehofft, auch von hier aus, allein vergeblich! Vor etlichen Tagen haben die Sachsen gestürmt. Es ist ein schreckliches Blutbad gewesen, die halbe Stadt niedergebrannt, Weiber und Kinder niedergemetzelt!“

„Ist es möglich!“ rief Steffeck. „Und sie haben keinen Entsatz bekommen?“

„Uns bleiben nicht viele Truppen, um die andren Provinzen zu beschützen“, sagte Diewiß; „wenn wir nur stark genug sind gegen Boucquoi!“

„Woher habt Ihr die Nachrichten“, fragte Frühwein.

„Ich war auf dem Hradschin. Dort war die Botschaft eben eingetroffen. Die Leute aus der Leibwache unterhielten sich davon! Es sollen an zwölfhundert Häuser in Asche liegen, fünf Kirchen, drei Hospitäler — eine grausame Verwüstung und Blutbad.“

Bestürzung malte sich in den Zügen Aller.

„Das hat der Eilbote mündlich erzählt, der das Schreiben an den König gebracht hat.“

„Und wie hat der König die Botschaft aufgenommen?“ fragte Nikolaus Diewiß.

„Ich weiß es nicht. — Es wurden große Festlichkeiten auf dem Schloß vorbereitet!“ antwortete Basilius mit finstrer Miene.

„Festlichkeiten! In solcher Zeit der Gefahr und Noth! Schon wieder Bankete und Gelage!“ lautete der unzufriedene Ruf der Bürger durcheinander.

„Nein!“ rief der Rathszimmermeister Dusseck, der bisher schweigend am Tisch gesessen hatte, „das ist frevelhaft und ruft die Rache Gottes hervor! Da hat unser Pfarrer Herr Lippach wohl Recht, wenn er gegen solches Unheil ein ernstes Wort von der Kanzel herab spricht!“

„O, ich kann mir's denken, daß er sich jetzt gegen Vieles ereifern muß, der redliche muthige Mann“, sprach Basilius; „aber er wird ohne Furcht der Menschen reden, wie er denkt, denn er kennt nur Gottesfurcht.“

„Was hat denn der ehrwürdige Herr Lippach gesprochen?“ fragte Frühwein, „ich war Sonntag nicht in der neuen Sanct-Salvatorkirche!“

„Er hat von Mancherlei freimüthig geredet, was ein Aergerniß gibt“, antwortete der Zimmermeister. „Vorzüglich aber gegen die leichtfertigen Sitten am Hofe.*) Die Frauen gehen fast mit unbedeckter Brust einher. Gleichwie die Töchter Lot's!“

„Ja, es ist wahr! Selbst die Königin trägt sich so“, sprach Diewiß ernst.

„Das ist in England und Frankreich so Sitte“, bemerkte Kochan.

„Aber nicht in Deutschland und nicht in Böhmen; Gott schütze uns davor!“ antwortete Hans Dusseck mit empörtem Ton.

---

*) Historisch

„Ja wol! ja wol!“ riefen die Andern.

„Es geht am königlichen Hofe her wie zu Sodom und Gomorrha“, fuhr der Alte fort. „Das ist ein ewiges Banketiren und Reihentanzen, daß die Pauken und Zimbeln die ganze Nacht durch klingen und die Bürger aus dem Schlaf wecken. Herr Lippach hat warm und redlich dagegen gesprochen. Es zieme sich nicht in so schwerer Zeit, so viele Gelage anzustellen! Den ganzen Winter hat das gewährt, wo eine traurige Nachricht auf die andre von dem Heere gekommen ist, und dauert nun schon den ganzen Sommer fort.“

„So ist es“, bekräftigte Diewiß; „und welche Summen kostet das! Da sollen immer die englischen Gäste, die Lords und Herren festlich bewirthet werden, aber die Böhmen müssen es zahlen!“

„Wenn lieber den Truppen der Sold gezahlt würde!“ sprach Steffeck. „Wollt Ihr das auch gutheißen, Frühwein?“

„Ich heiße nichts gut, was nicht gut ist“, antwortete dieser, „allein man muß nicht gleich verzagen, auch nicht das Schlimme schlimmer machen!“

„Schlimmer machen?“ fragte Duffeck. „Ich mache wol nichts schlimmer, mein lieber Herr! Ich rede nur von Dem, was wir alle Tage vor Augen sehen!“

„Wohl“, fiel Basilius wieder ein; Ihr habt völlig Recht, Meister. Alle ehrbare Sitte geht verloren. Und doch steht es schlimmer beim Heer. Da hat vollends jede Zucht aufgehört! Gestern sprach ich einen armen Bauern aus der Gegend von Pilsen. Dort hausen die Mansfelder, daß es Einem das Haar sträubt!“

„Nun seht! Unser eigenes Volk“, rief Diewiß.

„Der Graf hält sonst die beste Mannszucht“, warf Frühwein ein.

„Vordem wohl! Der Graf Mansfeld ist auch nicht Schuld“, antwortete Basilius, „aber seine Truppen haben keinen Sold erhalten seit fünf Monden. Er muß dulden, daß sie rauben und plündern. Verhungern kann der Soldat auch nicht! Allein wenn's erst so hergeht, dann ist auch in allem Andern nicht mehr Zaum und Zügel. Der arme Teufel, von dem ich sagte, war mit Weib und Kind geflüchtet und dankte Gott, daß er das nackte Leben gerettet hat. Sie hatten sein Haus überfallen und Alles aufgezehrt an Vieh und Frucht, was da war, aber sie verlangten immer mehr. Da er nichts mehr herbeischaffen konnte, packten sie ihn und schraubten ihm die Daumen statt der Steine in die Pistolen.*) Unter der grausamen Qual sollte er nun gestehen, wo er noch etwas versteckt halte. Er hatte aber nichts mehr von Lebensmitteln. Sie quetschten ihm die Daumen, daß er Angstschweiß vergoß und vor Qual schrie, daß es halbe Meilen weit gehört werden mochte. Da ritt zum Glück ein Offizier in der Nähe vorbei, ein Obristwachtmeister, Hayd mit Namen. Der hörte das Jammergeschrei, sprengte heran, jagte die Plünderer davon und befreite den Bauer. Sonst hätten sie ihm das Haus über dem Kopf angezündet, und Frau und Kind, die er im tiefsten Keller unterm Holz versteckt hatte, daß sie der Wuth der Soldaten nicht preisgegeben würden, wären elendiglich verbrannt. So ist denn der Alte geflüchtet bis hierher nach Prag, wo er einen Verwandten hat, bei dem er Unterkommen gefunden.“

„Gott hat ihm geholfen!“ rief der alte Meister Dusseck aus. „Aber daß wir solche Greuel im eignen Lande, von unseren eignen Truppen erdulden müssen! Die Ungarn und

*) Historisch.

Kroaten, die uns Kaiser Mathias und Ferdinand ins Land schicken, haben ja nicht ärger gehauset!"

„Der Himmel belohne den edlen Retter des armen Bauersmanns", sagte Frühwein.

„Der Landmann sprach von ihm wie von seinem Schutzheiligen", fuhr Basilius fort. „Er hat auch nicht geruht, bis er seinen Namen erfuhr, den der entschlossene Mann, der der ganzen wilden Schaar allein die Spitze bot, erst gar nicht nennen wollte. Aber was der arme Flüchtling sonst erzählt hat, wie es im Lande aussieht, das ist zum Erbarmen! Alles ausgesogen, auf Stunden kein Stück Vieh, keine Klaue, keine Feder! Die Dörfer verlassen; alle Frucht aufgezehrt. Und Alles von den eignen Leuten, die sich selbst ernähren, weil sie Niemand ernährt. Nun denkt euch dazu die Festlichkeiten auf dem Schloß!"

„Es ist gotteslästerlich!" rief Diewiß.

Ein dumpfes Murmeln erfüllte das Gewölbe. Frühwein heftete den Blick starr vor sich hin, tief ernster Gedanken voll, denn er konnte die Wahrheit Dessen, was erzählt wurde, nicht leugnen.

„Und was er dann vom Hunger des Bauernvolks redete, daß es ganz in Verzweiflung ist!" begann Basilius wieder. „Sie rauben und plündern nun selbst. Sie haben bei Pisek die Schlösser der Edelleute angezündet*) und rein ausgeplündert!"

„Schrecklich!" seufzte Frühwein vor sich hin.

„Und der König sitzt hier und läßt seine englischen Gäste leben, bei der Tafel auf dem großen Saal! Bei Juchhe und Zinken und Posaunen!" sagte Diewiß.

„Warum geht er nicht zum Heer?" fragte Kochan.

---

*) Historisch.

„Will er nicht mitfechten, wenn die Baiern und Kaiserlichen einrücken?“

„Er wird hinausgehen“, sagte Frühwein, „zuverlässig!“

„Wir wollen's hoffen und abwarten!“ entgegnete Diewiß. „Es ist auch nicht recht von unseren Herren aus dem hohen Adel, daß sie nicht unter die Waffen treten“, setzte Frühwein das Gespräch fort. „Haben sie doch dem Könige so viel gelobt von ihrem Kriegseifer. Jeder wollte das Schwert ziehen. Und wißt ihr wie viele im ganzen Heere dienen? Neun oder zehn!“

„Pfui!“ rief der alte Dusseck.

„Woher kommt das aber?“ sagte Diewiß. „Weil sie nicht unter den fremden Führern dienen wollen. Hätten Thurn und Mansfeld den Oberbefehl behalten, sie wären Alle gekommen!“

„Ehrfurcht vor dem Grafen Thurn!“ sprach der Zimmermeister und nahm sein Baret ab. „Es ist wahr, er hat den ganzen bösen Handel hauptsächlich angefangen; denn hätte er anders gewollt, es wäre nicht zu so argen Thaten droben auf der Landstube gekommen, am 23. Mai, an den Böhmen lange denken wird! Aber das muß auch wahr sein, im Stich hat er uns nicht gelassen! Wenn er den Befehl behalten hätte!“

„Fürst Christian von Anhalt ist ein braver Mann und ein erfahrener Feldherr; selbst Thurn gibt ihm das zu“, entgegnete Frühwein.

„Aber dieser Hohenlohe!“ fiel Diewiß ein, „der den tapfern Mansfeld damals bei Groß-Lasken im Stich ließ! Wißt ihr, daß wenn Graf Hohenlohe damals seine Schuldigkeit gethan hätte, der ganze Krieg anders stände? Nur darum mußte Thurn von Wien ablassen, weil Boucquoi nach Mansfeld's Niederlage gerade auf Prag wollte. Und

wenn hundert Jahre vergehen, das kann Böhmen ihm nie vergessen! Unsere Sache war gerettet, sie war durchgefochten, völlig siegreich, behaupte ich, wenn Hohenlohe gethan hätte, was er sollte! Das war aber der Neid auf Mansfeld, der ihn so handeln ließ. Und jetzt wird der weltberühmte Krieger ihm nachgestellt, und Thurn dem Anhalt!"

„Ja, es ist schlimm", pflichtete der Zimmermeister bei. „Der Hohenlohe hat einmal gar kein Vertrauen, und der Fürst Anhalt mag ein wackrer Mann und Feldherr sein, aber wir haben nicht das Herz zu ihm wie zu Thurn. Den haben wir von Alters her gekannt. Er war unser Glaubensbeschützer zur Zeit des Kaisers Mathias, er war in jedem Kampf voran, noch zu Kaiser Rudolf's Zeiten! In den Schreckenstagen, wo das passauer Kriegsvolk die Stadt plünderte. Wer war der Erste zu Pferde und waffnete die Bürger und wehrte dem Greuel, war es nicht Graf Mathias Thurn?"

„Freilich! Allerdings", murmelten die Andern.

„Ich weiß mich des Tages noch zu besinnen wie heut", fuhr Dusseck fort. „Der Graf ritt einen Schecken; er war mit einem Zug Bürger auf der Kleinseite, von seinem Hause her vorgerückt, und hatte die Lanzenknechte der Passauer angegriffen; gerade vor der Thür meines Meisters, wo ich damals als Gesell arbeitete. Er hatte sie schon weit zurückgedrängt, da kam ihm ein Trupp Reiter von der Thomaskirche her in die Flanke. Thurn wehrte sich nach beiden Seiten wie ein Löwe. Doch sein Fußvolk wurde zersprengt. Da hieb er sich mitten durch die Reiter und sprengte den Weg durchs alte Thor zu dem Hradschin hinauf. Damals rettete ihn die Gemahlin des Obriststatthalters Zdenko von Lobkowitz ...."

„Wie?" rief lebhaft Martin Frühwein, „die nämliche,

die vor zwei Jahren Slawata und Martiniz in Schutz nahm, — die edle Freifrau Polyxena, die heut begraben wird?"

„Heut begraben? Sie ist todt? Was sagt Ihr da?" riefen die Stimmen der Anwesenden durcheinander.

„Wie ich euch sage", sprach Martin Frühwein. „Um die neunte Stunde wird sie in der Theinkirche beigesetzt. Ich war deshalb hierher gekommen, um von hier aus zu dem Leichenzuge zu gehen!"

„Dabei müssen wir Alle sein", rief Dusseck, „es ist eine zu ehrenwerthe Frau!"

„Wir können doch nicht in der Tracht, wie wir hier sind, uns dem Leichenzug anschließen?" sagte Diewiß bedenklich. „Wir müssen doch ein Trauerkleid anlegen!"

„Wir haben noch über eine Stunde Zeit. Geht der Zug von ihrem Hause aus?" fragte Doctor Basilius.

Frühwein bejahte es.

„Nun so wollen wir uns dort wieder treffen", schlug Basilius vor. „Mag Jeder anthun, was er an Trauerkleidern oder Flor gerade hat; und überdies ist es Nacht. Einen dunklen Mantel haben wir Alle. Was kommt's auch auf die Kleider an? Unser Herz trauert. Hätten wir früher davon gewußt! Allein in jetziger Zeit hört alle Ordnung und alle Sitte auf. Wer hat noch einen Kopf dafür! Jeder denkt nur an sich und an das Nächste!"

„Freilich, freilich!" bekräftigten die Andern. „Die Bestattung wäre sonst doch wol feierlich angesagt worden!"

„Der Obristkanzler ist ja auch erst vor drei Tagen von Wien eingetroffen; er kam nur noch eben rechtzeitig, um den letzten Abschied von seiner Gemahlin zu nehmen."

„Ist er hier!" rief Basilius erstaunt.

„Ja; mit kaiserlichem und königlichem Geleit", antwor-

tete Frühwein. „Herr Zdenko von Lobkowitz ist ein Gegner unserer Sache; aber ein sehr ehrenwerther Mann!"

„Das ist er!" gaben ihm Mehrere das Zeugniß.

„Und welch eine Frau war die Abgeschiedene", sagte Frühwein. „Sie hat Böhmen nicht verlassen wollen; sie mochte im fremden Lande nicht leben, in fremder Erde nicht ruhen!"

Die Bürger gaben sich die Hand darauf, in einer Stunde am Hause des Obristkanzlers zu sein.

Drittes Capitel.

Es war noch nicht neun Uhr, als die Bürger schon sämmtlich in schwarzer Kleidung und schwarzen Mänteln, die Hüte mit Flor umwunden, vor dem Trauerhause versammelt standen. Alle waren sie von ernsten Empfindungen bewegt, am meisten unter ihnen jedoch Martin Frühwein. Er betrat jetzt die Stätten, die nämlichen Gassen und Häuser wieder, die vor zwei Jahren der Schauplatz der Thaten gewesen waren, deren Folgen noch jetzt so schwer auf dem Lande lasteten, immer schwerer hereindrohten! Damals war Frühwein unter den Erbittertsten gewesen, zumal gegen Martiniz, an den er selbst Hand gelegt. Er hatte, als dieser und Slawata nach ihrer wunderbaren Rettung in eben das Haus flüchteten, vor dem er jetzt stand, ihre Auslieferung gefordert. Wie ganz andere Gefühle bewegten ihn heut als an jenem Tage, wo die Bewohnerin den Geflüchteten, Bedrohten einen so edlen, muthigen Schutz gewährte!

Unerträglich dünkte es ihn damals, auch nur einen Tag länger so auszuharren wie bis dahin; jetzt mußte er sich im Innern sagen: „O es wäre dennoch besser gewesen, wir hätten was uns bedrückte nicht gewaltsam gesprengt; wir würden vielleicht mehr erreicht haben, als uns jetzt zu Theil geworden!“ Und hätte er vollends die kommenden Jahre gekannt! — Ebenso hatte der heftige Haß gegen die Urheber der Bedrückungen sich gelegt. „Wie blind macht uns doch die Leidenschaft des Zorns!“ dachte er bei sich. „Damals wollte ich Slawata und Martiniz selbst auch noch aus diesem Zufluchtsorte reißen, den sie nur durch ein wahrhaftes Wunder erreichen konnten! Und heut könnten sie hier unter uns stehen, ich würde fühlen, daß die Trauer um eine edle Frau uns Alle vereint und versöhnt. Sie waren uns feindselig, hatten gehässige Thaten verübt; aber hatten wir nicht Männer, fähig, ihnen ruhig festen Widerstand zu leisten? Waren Thurn, Schlick, Harrant, Olbramowitz, der würdige Caplicz, Jessenius, Budowecz nicht ihnen gleich in Ansehen und Macht? Und waren wir nicht die Ueberzahl? Hätte besonnener, beharrlicher Widerstand, ohne gewaltsamen Bruch der Ordnung, ohne Frevelthat und Mord, nicht doch erreicht, was wir erreichen durften? Und haben wir es jetzt erreicht? — Aus der Kirche unseres erwählten Königs ist jegliche würdige Gestalt des Heiligen Abendmahls verbannt. Wir müssen das Nachtmahl des Herrn an einem plumpen Holztisch, mit schmachvoll dürftigem Linnentuch bedeckt, nehmen, wie kaum dem Wanderer in der Herberge der Tisch gedeckt wird! Die Bilder ehrwürdiger Heiligen, frommer Männer, von denen uns die Geschichte des Glaubens Großes erzählt, sind aus den Kirchen geworfen! Selbst unsere Glocken müssen verstummen! Von diesem erhabenen Dome“ — er blickte nach der Schloßkirche auf, deren hohe

Pyramide finster in den bewölkten Himmel ragte — „ertönt kein Geläut, die Feier dieser Bestattung zu ehren!"

— — Die neunte Stunde war herangekommen. Die Verwandten und näheren Freunde der Dahingeschiedenen, und viele Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, hatten sich schon im Trauerhause versammelt; die Bürger gingen nun auch gemeinsam hinauf. Der offene Sarg, von Kerzen umgeben, stand in dem nämlichen Saale, von dessen Balcon herab Polyxena mit heldenmüthiger Rede den wilden Andrang der Erbitterten zurückgehalten hatte. Jetzt lag sie, ein edles Marmorbild, im Sarge. Das sonst flammende Auge war bedeckt von den herabgesunkenen Lidern; den blassen, geschlossenen Lippen entfloh kein hohes Wort, kein leiser Hauch mehr! Doch redete das stumme Antlitz lebendig in das Herz! — Vor diesem Hause hatte jüngst die Zwietracht getobt, ihre brandenden Wogen gegen die Pforte geschlagen. Um diesen Sarg schloß Eintracht den Bund; Versöhnung schwebte über der Bahre. Die drei, in feindseliger Richtung getrennten Söhne des Hauses Lobkowitz standen, durch die gemeinsame Trauer um die von Allen verehrte Todte wieder in brüderlicher Gesinnung verschmolzen, wie sie den Stammverwandten ziemt, nebeneinander zu Häupten der Entschlummerten, Zdenko von Lobkowitz, der trauernde Gatte, der Greis Mathias Leopold, dessen ehrwürdiges Haupt schon damals den Zorn der Erbitterten entwaffnete, und Wilhelm von Lobkowitz, der die Fackel der Zwietracht so wild geschwungen hatte, am 23. Mai, dem unseligen Tage für Böhmen!

Es entstand ein leises Murmeln von der Thür her; der schon um den Sarg geschlossene Kreis öffnete sich.

Thurn und sein Sohn traten ein. Aller Augen wandten sich auf die beiden einander so ähnlichen und doch

so ungleichen Gestalten. Graf Mathias Thurn sah tief ernst, ja finster aus. Das Haar war ihm in den letzten beiden Jahren zu Schnee gebleicht. Sein Auge loderte noch in dunkler Glut, die italienische Abstammung verrathend; doch Stirn und Wangen waren tief gefurcht und die Haltung gebeugt. Seine ganze Erscheinung drückte schwere, innere Kämpfe aus; die schwarze Trauerkleidung erhöhte noch den düstren Eindruck. Neben ihm war sein Sohn, Heinrich, sonst dem Vater sprechend ähnlich, das Bild der sorgenlosen, schönen Jugend. Braunes, lockiges Haar umfloß seine Stirn; sein blaues Auge, das Erbtheil seiner deutschen Mutter Elisabeth, schaute offen in die Welt, wenn auch in diesem Augenblicke wehmüthig. Denn sein weiches junges Herz war tief ergriffen von dem Anblick der entseelten Hülle der edlen Frau, die er — in besseren Tagen! — oft in seines Vaters Hause gesehen. Sanfte Trauer sprach aus seinem Angesicht; doch frei war es von den dunklen Schatten der Schwermuth und Sorge. Nur ein leicht vorüberziehendes Gewölk verschleierte die innere Frische und Heiterkeit seiner Seele.

„Thurn ist um zehn Jahre gealtert, seit zweien", flüsterte der Stadtschreiber Nikolaus Diewiß dem neben ihm stehenden Dusseck ins Ohr.

„Er hatte noch braunes Haar im verwichenen Mai! Wie alt mag er sein?" fragte dieser.

„Im Anfang der Funfziger, denk' ich", antwortete Diewiß leise. „Wartet einmal, — wann war es, als er des Burggrafenthums von Karlsstein entsetzt wurde, was ihn zuerst so erbitterte? Es muß auch im October gewesen sein. Richtig, vor drei Jahren! Anno domini Eintausend sechshundert und siebzehn. Nun damals, erinnere ich mich, sagte er im Unmuth: «Wahrlich, ich bin weder zu jung noch

zu alt, um des Amtes unfähig zu sein, gerade funfzig — das rechte Mannesalter!» — Er muß also jetzt dreiundfunfzig sein."

„Doch er sieht aus wie ein Dreiundsechziger mindestens! Trotzdem immer noch ein Mann wie von Eisen!"

„Nein, das sagt nicht! Wie von verwittertem Stein sieht er mir aus", erwiderte Diewiß. „Er hat wol noch Dauer, aber morsch ist er doch. Der Sohn dagegen, der sieht aus wie frisch aus glattem Marmor gehauen!"

„Wahrhaftig, ein schöner junger Ritter!" antwortete Dusseck. „Der Bart sproßt ihm kaum ums Kinn. Der Vater war ganz so in seiner Jugend; aber er wurde noch stattlicher als Mann! Ihr hättet ihn sehen sollen, als er auf dem Schecken in die Passauer stürmte!"

„Still! Die Priester kommen!" gebot Diewiß leise. —

Die Freifrau von Lobkowitz, katholischen Glaubens, wurde bestattet nach den Gebräuchen ihrer Kirche. Kerzen umgaben den Sarg; die Geistlichen und Chorknaben erschienen mit den Weih- und Rauchgefäßen; sie sprachen Gebete und knieten am Sarge. Alle Anwesende sanken mit auf die Knie.

Es war ein erschütternder Anblick, die drei Männer aus dem Hause Lobkowitz, einander so heftige Widersacher im Leben, hier im Angesicht des Todes gleich drei Brüdern knien zu sehen an der Bahre einer theuren Schwester; — und dem Einen war sie noch mehr gewesen!

Der Sarg wurde geschlossen; die Träger erhoben ihn, um ihn unter feierlicher Procession nach der Theinkirche hinabzutragen. In der Stille ordnete sich der Leichenzug. Hier fand kein Unterschied des Glaubens statt; Alle, die sich angeschlossen, fügten sich den Gebräuchen der Kirche, welcher die Entschlafene angehörte.

Als der Zug, den zwölf Fackelträger eröffneten und viele an der Seite begleiteten, wenige Hundert Schritte vom Hause entfernt war, stockte er plötzlich und die Gesänge der Chorknaben verstummten.

„Was ist das?“ fragten die Nachfolgenden mit Erstaunen. Es lief ein Murmeln von vorn her durch die Kette.

„Was gibt es? Warum stockt der Zug? Weshalb schweigt der Grabgesang?“

Eine Antwort, düsterer und niederschlagender als die Trauerhandlung selbst, erfolgte.

„Die königlichen Trabanten haben ihn angehalten und den Gesang verboten! Es soll, zumal in der Nähe der Schloßkirche, kein entweihender Gebrauch geduldet werden. Genug sei es, daß man der heimlichen Abgötterei in den Kirchen der Papisten selbst nicht Einhalt thue!“

Tiefer Unwille ergriff das Trauergefolge bei dieser Kunde. „Wie unwürdig! Wie gewaltsam! Sollen wir das dulden?“ murmelten die Stimmen.

Doch der Obristkanzler Zdenko Albert von Lobkowitz sprach ein würdiges, gemäßigtes Wort. „Fügt euch, liebe Herren und Freunde“, bat er, „dieser Anordnung! Erdulden wir die Gewalt ohne Widerstand, damit nicht noch größeres Aergerniß die Feierlichkeit entweihe! Um der Todten willen haltet Ruhe, damit ihre Ruhe nicht gestört werde auf ihrem letzten Wege!“

So wurde Polyxena, die edle Beschützerin und Retterin der Häupter wild entbrannter Parteien, von beiden versöhnlich zur Gruft geleitet, aber in lautloser Stille, wie die Gruft selbst.

Viertes Capitel.

In Thurn's Hause zu Prag saßen an diesem Abend Elisabeth, Thekla und Therese in weiblicher Thätigkeit und im vertrauten, aber nicht heitren Gespräch beisammen. Sie waren nun schon seit länger als zwei Jahren gewohnt, sich die Abwesenheit der Männer zu Krieg und schweren Lebensgeschäften durch inniges Aneinanderschließen tragen zu helfen. Diesmal waren indeß nur Xaver und Wolodna durch den Krieg entfernt gehalten, da sie sich bei dem gegen den anrückenden Maximilian von Baiern aufgestellten Heere befanden; Thurn, Vater und Sohn, hatte die Bestattung Polyxena's von Lobkowitz nach Prag geführt.

„Welche Zeit das!“ begann Elisabeth nach einer längern Stille, die beklemmend im Gemach herrschte. „Mann und Sohn kommen nur zu uns herein von der Stätte des blutigen Kriegs, um an einer Grabstätte zu weilen!“

„Ich wundre mich, liebe Mutter“, sagte Thekla, „daß wir nichts von dem Zuge hören. Die Bestattung sollte doch mit aller Feierlichkeit geschehen!“

„Es ist überhaupt todtenstill diesen Abend in Prag!“ sagte Therese.

„Auch das Schloß ist wie ausgestorben heut“, bemerkte Thekla; „ich ging vorher noch im Abenddunkel ein wenig unter den entblätterten Bäumen des Gartens auf und nieder und sah hinauf. Es waren nur einzelne Fenster erleuchtet.“

„Sonst strahlt meist die ganze Reihe der Fenster von hellem Kerzenlicht“, sagte Therese bitter; „es war mir lieb, daß der Schimmer nur vereinzelt durch das Laub drang.

Jetzt freilich sind die Bäume lichter — da wird man den Anblick der vollen Pracht haben!"

„Ich bin dankbar", versetzte Elisabeth, „daß wenigstens heut, an diesem ernsten Tage, kein Fest stattfindet. Es hätte zu argen Anstoß gegeben!"

„Kaum könnte es noch ärgeren geben!" seufzte Therese. „Und doch soll, wie ich gehört, auf Befehl der Königin heut für die englischen Herren, die ihr Vater an sie gesandt, ein Abendfest stattfinden. Es ist nur auf eine spätere Stunde verschoben worden. Vielleicht ist jetzt schon das Schloß wieder erleuchtet im blendenden Glanz der Freude!"

„Ich hoffe nicht, Therese", entgegnete Elisabeth mild; „wir könnten es aber aus meinem Schlafzimmer sehen."

Sie stand auf und ging in ihr dicht anstoßendes Schlafgemach, dessen Fenster gegen den Garten lagen, in den das Schloß auf dem Hradschin von seiner steilen Höhe hinabschaute.

„Mein Gott", rief sie überrascht, — „das strahlt hell, aber wie von einer Feuersbrunst!"

Thekla und Therese sprangen auf und eilten der Gräfin nach. Ein röthlicher Schein flackerte an den hohen Schloßmauern auf; schwärzliche Dampfwolken lagerten sich darüber hin.

„Das wird der Widerschein der Fackeln von dem Trauerzuge sein", bemerkte Therese.

„Ein schauerliches Bild!" flüsterte Thekla vor sich hin.

„Und dennoch sehe ich es lieber als die von Kerzen leuchtenden Fensterreihen, aus denen der Schall der Cimbeln und Hörner ertönt", sagte Therese ernst.

„Prag ist eine traurige Stadt", versetzte die Gräfin, sich umwendend, „ob sie uns Bilder des Schmerzes oder

der Freude zeige, sie schneiden ins Herz! — Ach, fast möchte ich Die, welche zur Ruhe getragen wird, für die Glücklichste halten", brach sie im Schmerzgefühl aus.

„Meine Mutter!" rief Thekla und umschlang sie in Thränen.

„Nein, nein, mein holdes Kind, so war es nicht gemeint", sagte Elisabeth mit dem Ton der innigsten Mutterliebe; „solange du mich nicht verlässest, möchte ich diese Erde nicht verlassen! Ich bin ja so reich, so reich! Wenn bei der Trauer und dem Unglück des Ganzen der Einzelne glücklich sein kann .... wie glücklich ist dann deine Mutter!"

Ein leises Pochen an der offenen Thür unterbrach diesen süß schmerzlichen Erguß der Seele. Es war der Hauswart Balthasar, der sich ehrerbietig verneigte und im Namen der Dienerschaft die Bitte aussprach, dem Zuge zuschauen zu dürfen, der eben von dem Hradschin herabkomme und seinen Weg über die Moldaubrücke nach der Altstadt nehmen werde. „Ich bleibe natürlich zurück", setzte er bescheiden hinzu, „denn Einer muß doch des Hauses warten."

„Nein, Balthasar, geh du auch; wir bedürfen jetzt Niemandes. Seid nur zurück, bevor der Graf kommen könnte."

„In einem halben Stündchen höchstens bin ich wieder hier", versicherte der Greis, der die Erlaubniß gern benutzte, und ging.

„Man kann aus des Grafen Zimmer den Zug über die Brücke gehen sehen", sagte Therese.

„Gut, so wollen wir hinüber", antwortete Elisabeth, „so düster der Anblick ist; denn auch das Schmerzliche zieht uns oft unwiderstehlich an!"

„Ich möchte um Erlaubniß bitten, zu mir hinunterzugehen", sagte Therese halb fragend.

„Freilich, freilich! Die Mutter hat die ersten Rechte und Pflichten", antwortete die Gräfin, Theresens Absicht, ihren Knaben zu behüten, errathend. „Du wirst einen süßen Anblick haben, eine Wiege, — wir sehen einen Sarg!"

Therese ging; Elisabeth nahm selbst einen Armleuchter mit zwei Kerzen und begab sich mit Thekla in das Wohnzimmer des Grafen. Der Abend war für die späte Jahreszeit milde; Elisabeth trat daher, nachdem sie das Licht im Hintergrunde des Zimmers auf einen Tisch gestellt, mit Thekla an ein Fenster und öffnete es.

Ein Theil der Stadt lag vor ihnen; zwischen den Häusern konnten sie den matt blinkenden Strom verfolgen, auch die schwarze Masse der Brücke, die sich schwer darüber lagerte, unterscheiden. Doch hüllte sich das Bild in tiefe Finsterniß; denn der Himmel war bewölkt, und das trübe Licht einzelner heller Fenster das einzige, welches auf die dunklen Gassen fiel, oder sich hier und da im Strom abspiegelte.

Nicht lange dauerte es, so rötheten sich die Giebel der nächsten Häuser zu ihrer Rechten in der Gasse, die zur Brücke führte, durch den Fackelschein des herannahenden Zuges. Hoch über demselben, auf der Spitze des Lorenzoberges flimmerte ein einzelnes Licht; es war eine Ampel in der Kapelle droben.

Das ferne Rauschen der Moldau und das dumpfe Murmeln der Stimmen von dem Zuge her, welchen Volksmassen auf beiden Seiten umstanden, waren die einzigen Laute, welche die hehre Stille unterbrachen.

Jetzt rötheten sich die schwarzen Thürme am Eingang der Brücke an der Kleinseite. Ein Stück weiter hin wurden

die ersten Fackelträger auf der Brücke selbst sichtbar. Das nicht zu hohe Steingeländer*) ließ einen Theil der Gestalten selbst wahrnehmen, die sich im ununterbrochenen Zuge langsam dahinbewegten; die, welche in der Nähe der Fackelträger gingen, sprangen röthlich beleuchtet hervor. Der Dampf der Fackeln zog über die Brücke hin.

„Sieh, liebe Mutter, wie das Crucifix im dunkelrothen Schimmer widerstrahlt!“

„Es ist schauerlich! Als ob das Blut, das gegenüber vergossen worden, davon herabträufelte!“

„Ach!“ rief Thekla plötzlich erschrocken aus und sprang auf. — Eine Männergestalt, die, im Halbdunkel des Zimmers nicht erkennbar, mit leisen Schritten in dasselbe eingetreten war, stand fast dicht vor ihnen. Doch der Schreck durch das Auge wurde schnell durch die vollkommenste Ueberraschung des Ohrs geheilt, denn:

„Vergebung“, war das erste Wort des Fremden, und Thekla erkannte die Stimme des Prinzen Christian von Anhalt. „Vergebung, daß ich so ganz unvermuthet eintrete; allein ich suchte umsonst im Vorsaal nach einem Diener!“

Thekla in ihrer jungfräulichen Ueberraschung und Scheu fand keinen Laut der Erwiderung. Doch Elisabeth, deren Hand der Prinz mit Ehrerbietung küßte, antwortete: „Dies war unsere Schuld, Prinz; wir hatten allen unseren Leuten Erlaubniß gegeben, das Haus zu verlassen; ich begreife

---

*) Die prager Brücke trug im Jahre 1620 noch keine Bildsäule des Nepomuk und überhaupt noch keine Heiligenbilder. Erst die spätere katholische Zeit stellte diese auf. Es befand sich zuvor nur ein Crucifix auf der Stelle, die jetzt der Schutzheilige Böhmens einnimmt, und gegenüber ein — Hinrichtungsplatz.

nur nicht, daß es nicht geschlossen war. — Wenn die Plötzlichkeit Ihres Erscheinens", fuhr sie mit einer geselligen Wendung fort, „uns etwas erschreckt hat, so ist die Freude darüber nur desto wohlthuender."

„Sie sind stets so gütig, Frau Gräfin", antwortete der Prinz, und der Ton seiner Stimme bewies, daß er eine Wahrheit seines Herzens aussprach.

Mit schüchternen Lippen gestattete sich Thekla jetzt die Frage, was ihn aus dem Feldlager so unvermuthet hereinführe.

„Darf ich ganz aufrichtig sprechen?" erwiderte er, mehr zur Gräfin Elisabeth als zu Thekla gewandt.

„Ich wüßte nicht, was uns mehr Werth haben könnte als die volle Aufrichtigkeit unserer Freunde", antwortete die Gräfin.

Thekla's ahnende Seele ließ sie süß erbeben.

„Ich hatte erfahren, daß der Graf Thurn und Heinrich" — er pflegte seinen lieben Waffengefährten stets bei seinem Vornamen zu nennen — „Urlaub nach Prag genommen hatten, um der Bestattung der Freifrau von Lobkowitz beizuwohnen. Da bat ich den Vater, auch mir einige Tage zu gestatten. Es war nur zu spät, um mich dem Grafen anzuschließen; ich bin erst vor einer Stunde eingetroffen. Ich wollte ...." Er stockte. — „Wir haben", begann er wieder mit einer andern Wendung, „leider beim Heere jetzt nichts zu versäumen. Es kommt zu keinem Gefecht; wir ziehen hin und her, um den Feind zu ermüden und aufzureiben, ermüden und reiben uns selbst aber vielleicht mehr auf!"

„Es herrschen Krankheiten unter den Truppen, hat man uns berichtet", bemerkte Elisabeth.

„Krankheiten, Mangel, Unzufriedenheit", antwortete der

Prinz. „Man wäre versucht, zuweilen sein Leben zu verwünschen, — wenigstens diesen ganzen Krieg, wo es zu keiner Schlacht kommt!"

„Ja, lieber Prinz, lassen Sie uns unsere Wünsche nur gegen diesen richten", antwortete Elisabeth.

„Meine Wünsche", begann er wieder und stockte wiederum; „o Gräfin, Sie kennen sie ja! Diese führen mich hierher; ich habe nur noch ein Ziel des Lebens für mein Herz! Alles Andere ist nur strenge Pflicht."

Thekla trat leise näher zu ihrer Mutter.

„Setze dich, mein theures Kind", sprach diese zu ihr und zog sie sanft nieder auf den Sessel. Dann wandte sie sich zum Prinzen.

Dieser wartete ihre Worte nicht ab. „Es muß einmal Alles vom Herzen, dachte ich. Der Graf Thurn geht nach Prag, Heinrich mit ihm, dann sind sie Alle beisammen. Auch ich will hin und offen reden!"

„Theuerster Prinz, Sie sprachen von strenger Pflicht. Wenn diese nun Ihren Wünschen entgegen ist? — Sie wissen, was ich Ihnen gesagt .... Und überdies, wer könnte künftige Geschicke bestimmen in diesen wechselvollen, schweren Zeiten!"

„Lassen Sie mich ganz schlicht erzählen", antwortete der Prinz mit einem Ton der Ruhe, welcher zeigte, wie groß die Gewalt war, mit der er seine wallende Stimmung beherrschte. „Ich habe mit dem Vater gesprochen. Er war anfangs sehr streng, dann sehr milde; er hat mich nicht ohne Hoffnung gelassen. Indeß wendet auch er mir ein, daß die erschütterte Lage der Länder in Deutschland keinen festen Lebensplan zulasse. Er sagte mir: «Zuvor muß sich dieser Kampf entscheiden; Böhmens Schicksal, an welches das unsrige sich jetzt so eng knüpft, muß gesichert sein!» —

Es ist möglich, daß dies durch eine Schlacht geschehe, — doch es kann auch noch lange zweifelhaft bleiben!"

„Füge Gott es anders!" sprach Elisabeth mit einem Seufzer.

„Diese eine Schlacht — sie steht uns bevor, trotz alles Zauderns — sie muß geschlagen werden, bald!" rief der Prinz feurig. „Darum möchte ich dem Grafen Thurn ebenso aufrichtig mein Herz öffnen wie meinem Vater! Wenn er mir gewährt, was mir der Vater doch nicht versagt .... o, dann soll dieser Schlachttag mein Dasein krönen — oder enden!"

„Prinz!" rief Thekla erschreckend.

„O wäre sie nur da, diese Schlacht! Begönne sie morgen, gleich jetzt! Kann ich bewirken, daß eine Schlacht gewonnen wird, diese sollte ein Sieg sein wie noch keiner!" brach der von der Flammenglut der Liebe und des Heldenmuths gleich ergriffene Jüngling begeistert aus, indem er die Hand Elisabeth's ergriff. „Lassen Sie mich nicht länger bitten, Gräfin, lassen Sie mich nicht vergebens gekommen sein! Gestatten Sie mir, gleich heut, gleich diesen Abend mit dem Grafen Thurn zu sprechen! Ach, Sie glauben nicht, wie ein Herz leidet, dessen Empfindungen in so enge Bande der Zurückhaltung geschnürt sind als das meinige!"

Er wagte in der Scheu reiner Jugend nicht, sich an Thekla selbst zu wenden und ihre Fürbitte anzusprechen.

„Haben Sie denn mit Ihrer würdigen Mutter gesprochen, Prinz?" fragte Elisabeth sanft erinnernd.

„O, meine Mutter, sie ist die Güte, die Liebe selbst gegen mich! Was sie mir sagt — das weiß ich!" antwortete der Prinz. „Allein gesprochen habe ich noch nicht mit ihr; sie soll nur durch mein volles Glück selbst beglückt werden, nicht mit mir zittern um mein

ungewisses, vollends nicht mit mir weinen um mein verlorenes!"

Thekla war überglücklich, so edle Worte kindlicher Liebe zu hören.

Auch die Gräfin war tief bewegt. Sie wollte eben antworten, als sich Schritte im Vorzimmer hören ließen.

Es war Balthasar, welcher eintrat um seine Rückkehr zu melden. Die Gräfin fragte ihn, ob das Hausthor offen geblieben sei.

Der treue Alte antwortete ganz bestürzt: „Ich wollte erst nur bis zur Thomaskirche gehen und gleich zurückkehren; allein als ich den Sarg der gnädigen Dame sah, der ich so oft hier die Pforte geöffnet habe, da — verzeihen Ew. Gnaden, da konnte ich mich gar nicht vom Zuge trennen und geleitete ihn bis auf die Brücke. Ich bin aber auch Allen voraus zurückgeeilt."

Es war ein Glück zu nennen, daß diese äußerliche Unterbrechung den Augenblick der leidenschaftlichen Bewegung mit unterbrach. Thekla konnte einige Fassung gewinnen, Elisabeth einen Entschluß fassen.

„Verweilen Sie bei uns", sagte sie zu dem Prinzen, „bis der Graf nach Hause kommt; er muß ja bald zurück sein." — — — O wie schnell entfloh die Stunde, bis Thurn zurückkehrte, den glücklich Liebenden im vertraulichen Gespräch!

Jetzt hörte man das Thor öffnen und ihn und Heinrich eintreten.

„Der Vater!" flog es leise über Thekla's Lippen; dann versagte ihr der Athem; sie konnte nur das eine Wort hauchen.

„Ich werde ihm entgegengehen", sagte Elisabeth und stand auf.

In dem Wunsche, Thurn vorzubereiten, vergaß die Gräfin die nächste Folge dieses Schrittes, daß sie Thekla und den Prinzen ganz allein ließ. Doch war ihre Uebereilung natürlich. Denn noch wußte Graf Thurn nichts von der Neigung des Prinzen zu Thekla. Diese hatte ihr Gefühl kindlich in den Busen der Mutter ergossen; allein der Mutter erschien diese Liebe als ein jugendlicher Traum, dessen Erfüllung in zu dunkler, unsicherer Ferne stand, um ihm ein größeres Recht einzuräumen als das, was er in der Tiefe der verschwiegenen Brust ausüben konnte. Elisabeth's Mutterherz war beglückt durch die Wahl der Tochter, aber ihre besonnene Einsicht ließ sie die Schwierigkeiten, die sich der Verbindung entgegenstellten, klar erkennen. Sie hatte daher, als der Prinz am Morgen nach jenem Begegnen mit Thekla auf dem Fest im Schlosse bei den Frauen zum Besuch erschien, ihn allein empfangen. Sein warmes junges Herz ergoß sich, der Milde Elisabeth's gegenüber, bald im vollen offenen Strom. Da redete sie zu ihm mit mütterlicher Theilnahme für ihn selbst, wie für die eigene Tochter. Sie machte es ihm zur Bedingung, seinem Herzen die Pflicht der Entsagung aufzulegen, und zu warten, ob eine Zeit kommen werde, wo der zarte Keim dieser Liebe sich dem Blick der Welt enthüllen dürfe. Sie legte es ihm ans Herz, daß ein vorzeitiges Enthüllen die Knospe rauhen Stürmen preisgeben werde, die sie im ersten Duft brechen könnten. Er solle abwarten, bis eine mildere Sonne der Zukunft aus dem dunklen Gewölk der Gegenwart hervortrete. Unter dieser Bedingung wolle sie die stille Beschützerin seiner Liebe sein und ihm das Kleinod behüten, das er in Thekla's Gegenliebe besaß. — Auch Thurn hatte sie daher das Geheimniß nicht mitgetheilt, nur weil sie besorgte, es möge mehr Unheil als Heil daraus für die Liebenden erwachsen.

Jetzt, da des Prinzen Leidenschaft und feuriger Muth dennoch die engen Schranken des Geheimnisses durchbrechen wollte, mußte Thurn durch sie zuerst von dem stillen, aber unauflöslich innigen Bunde Beider erfahren.

Ueberrascht sah sich Thekla zum ersten mal seit jenem berauschenden Augenblick auf dem Feste allein mit dem Geliebten. Beide standen einander beklommen und stumm gegenüber; Thekla in bebender Jungfräulichkeit, der Prinz in heiliger Verehrung. Er blickte zu ihr hin wie zu einer himmlischen Erscheinung, die kein irdischer Wunsch, keine irdische Hand berühren dürfe. Doch der zauberhafte Zug der Herzen zueinander wurde mächtiger und mächtiger, die reine Flamme loderte höher und höher, die Schranken, die sie hemmten, sanken in leichtverwehte Asche hinab. Mit zitternder Glut ergriff der Prinz Thekla's Hand; sie ließ sie ihm. Er zog sie näher an sich, sie widerstrebte leise; sein Arm umschlang sie, ihr Haupt sank an seine Brust.

Ohne ein einziges Wort thaten Beide hier das unverbrüchliche Gelübde, ewig unzertrennlich Eins zu sein!

Schritte näherten sich der Thür. Elisabeth trat ein. Thekla, die sich den Armen des Geliebten leise entzogen hatte, sank mit stummen Thränen in die der Mutter. — Elisabeth küßte die Tochter mild auf die Stirn. Dann sagte sie mit vor innerer Wallung kaum hörbarer Stimme zu dem Prinzen:

„Graf Thurn bittet Sie, Prinz, ihn hier zu erwarten. Er wird sogleich bei Ihnen sein. Sie erlauben, daß wir auf unsere Zimmer gehen.“

In der Thür schon begegneten sie Thurn. Wehmuth und düstere Sorge lagen auf seiner Stirn; doch begrüßte er Thekla mit einem milden, väterlichen Blick, und indem sie sich auf seine Hand biegen wollte, um sie mit Küssen

und Thränen zu benetzen, hob er sie sanft empor, strich ihr freundlich die Locken aus der Stirn und sprach: „Meine Herzenstochter! — — Ich werde sogleich drüben bei euch sein!"

Diese Worte waren ein linder Hauch des Trostes und der Hoffnung in Thekla's zitterndes Herz; sie gaben ihr ein Unterpfand, daß die Liebe der Aeltern die Beschützerin der Liebe ihres Herzens sei gegen die dunkle Feindseligkeit der Schickungen, die ihr drohen könnten. — Ihre Beklommenheit löste sich weich am Herzen der Mutter.

Nach wenigen Minuten traten der Prinz und Thurn zu den Frauen ein; Heinrich folgte Beiden. Der Graf nahm den Prinzen an die Hand, führte ihn zu Elisabeth und sprach in innerster Bewegung: „Auf dem schwankenden Boden der Gegenwart läßt sich kein Grundstein für einen Bau der Zukunft legen. Doch der Tag, der unserem Vaterlande das Geschenk des Friedens und der Freiheit bringt, führt uns einen Sohn ins Haus!"

Dabei legte er die Hand segnend auf des Prinzen Haupt. Es war ein Augenblick der Glückseligkeit Aller, den keine Zunge schildert.

„Ein Segensstrahl des gütigen Himmels, der durch das Dunkel dieser Zeit bricht!" sagte Elisabeth gen Himmel blickend. — —

Er war der letzte, der auf das Haus Thurn fiel!

Fünftes Capitel.

Das Heer der Verbündeten gegen Böhmen, unter dem Herzog Maximilian von Baiern und dem Grafen Boucquoi, war am Ende des Octobermonats so weit vorgedrungen, daß es bei Rackonitz sein Lager aufgeschlagen hatte. Das böhmische Heer stand ihm unfern gegenüber.

Der Herzog hatte einen Kriegsrath in seinem Zelte angesetzt; die Stunde, in der er beginnen sollte, war nahe. Diener stellten eben die Sessel in Ordnung und belegten den Feldtisch mit einer Decke. Ein alter Wachtmeister setzte ein Schreibzeug darauf, und legte Papier und Federn hin.

„Wird denn hier so viel Schriftliches abgemacht werden?“ fragte einer der Diener. „Das Schreiben ist sonst nicht die Sache der Herren vom Schwert.“

„Wird auch nix damit zu End' gebracht“, antwortete der Wachtmeister mürrisch in seinem oberdeutschen Dialekt. „Lob' mir den Pallasch! Kann doch aber einmal nix ohne Tinte und Feder abgemacht werden!“

„Mit dem Pallasch macht ihr aber auch nicht viel ab in diesem Kriege“, meinte der Diener.

„Du, Jakob, verwahr' deine Zunge!“ warnte ihn sein Kamerad.

„Ist genug geschehen!“ sagte der Wachtmeister. „Am 8. September erst sind die Armeen zusammengetroffen bei Pölla und hier hereing'ruckt nach Böhmen. Und jetzt

stehen wir zwölf oder vierzehn Stund' von Prag — in der siebenten Wochen!"

„Ja, funfzigtausend Mann", antwortete Jakob, „sind fast zwei Monate hin und her im Lande marschirt, haben Alles verwüstet und zerstört und doch keine Schlacht geliefert!"

„Die Märsch und Contremärsch, die Strapazen, Krankheit und Hunger, fressen uns mehr auf als drei Schlachten. Und daran ist all's die Federfuchserei schuld!" brummte der Wachtmeister.

„Wäre der Kurfürst Georg von Sachsen nicht von den Evangelischen abgefallen", fing Jakob wieder an, „und hätte die Lausitz angegriffen, wär's euch vielleicht noch viel schlechter gegangen!"

„Jakob! Wahr' dein gottloses Maul!" rief sein Kamerad abermals.

„Ist's doch wahr! Ich weiß schon, was ich sage, Benedict!"

„Es kann dir aber schlecht bekommen!"

„Sagt's doch der Herr Herzog oft genug selbst! — Hat er nicht noch gestern gesagt: «Es ist eine Schande, daß wir nicht einmal Pilsen in unserer Gewalt haben!»? Aber das vertheidigt der eiserne Graf Mansfeld. Da ging es nicht so wie zu Pisek!"

Der Wachtmeister murmelte etwas Unverständliches.

„Da habt ihr euch mit eurem Pallasch auch nicht sehr rühmlich hervorgethan! Die unglückselige Stadt ganz in Asche zu legen, alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder zu morden ...."

„Das ist das katholische Gesindel gewest", rief der Wachtmeister.

„Der Herr Herzog war selbst aufgebracht genug darüber“, fiel Benedict ein.

„Hat ja mit dem Boucquoi selbst dreingehauen auf die Schandbrut“, eiferte der Wachtmeister.

„Warum habt ihr aber den Obersten Hack, der sich so brav vertheidigt hat, aufgehängt?“ fragte Jakob.

„Mag er sich bedanken dafür beim Herzog Christian von Anhalt. Warum ist der nicht zum Entsatz gekommen!“ fuhr der Wachtmeister, der die That nicht loben konnte, auf.

„Darum mußte der Oberst hängen!“ rief Jakob. „O ihr Leute vom Pallasch!“

„Mußte einmal ein Exempel statuirt werden! Mußten den Böhmen Furcht einjagen!“ erwiderte der Alte mürrisch.

„Furcht? Wüthend habt ihr sie gemacht! Und hat's euch was für Pilsen geholfen? Ihr hättet nur hören sollen, Wachtmeister, was gestern der pilsener Deserteur erzählte, den der Herr Herzog selbst hier ausfragte. Mansfeld hat euch ausgespottet! «Laßt sie nur kommen», hat er zum Oberst Schlammersdorf gesagt, als ihr anrücktet, «ich habe die Stadt vor zwei Jahren dem Boucquoi abgenommen, ich weiß wie man sie gegen einen Angriff vertheidigen muß. Wollen sehen, ob er sie mir jetzt wieder nehmen wird!» Elf Tage habt ihr sie berannt und beschossen! Und was hat euch der Mansfeld sagen lassen, als ihr ihn dann aufgefordert habt, sich ehrlich zu ergeben? «Mein Wille ist eisern wie mein Harnisch. Brecht euch nur die Zähne an meinen Mauern aus, ihr habt ja nichts Andres zu beißen und zu brechen hier in Böhmen!»“

„Sei's Gott geklagt!“ stöhnte der Wachtmeister. „Aber es wird ein End' nehmen! Das Unwetter ruckt von allen Seiten heran, über's böhmische Land und seinen König! S'wird immer finstrer! Kommt's zur Schlacht, dann schlagt's

ein, daß Alles kracht und bebt!" Dabei schlug er mit der nervigen Faust auf den Tisch.

„Laßt uns nur den Tisch ganz!" fiel Benedict ein, und schob den Alten zurück.

„Wenn's nur heut hier die Schlacht beschließen wollen, daß es morgen losgeht, so soll ...."

„St!" unterbrach ihn Jakob, und stieß ihn in die Seite. „Da kommen die Herren Generale und Obersten."

Tilly trat ins Zelt; die Obersten Haßlang, Graf von der Sulz, Graf Herberstorf, und Pappenheim folgten ihm.

Die Diener und der Wachtmeister zogen sich in den Hintergrund des Zeltes zurück.

Tilly entfaltete eine Landkarte, legte sie ausgebreitet auf den Tisch und blickte stumm darauf hin; Alle schwiegen.

„Da kommt der Feldmarschall", unterbrach Oberst Pappenheim die Stille.

Die Zeltvorhänge wurden weiter zurückgeschlagen; vier Kriegsleute trugen ein Feldbett ins Zelt, auf dem Boucquoi lag. Er war in einem der kleinen Gefechte verwundet worden, die den Verbündeten schon viele Leute und auch angesehene Offiziere gekostet hatten. Graf Fugger und der Italiener Conte Aquaviva waren geblieben.

„Wie ist Ew. Excellenz befinden?" fragte Tilly und trat auf die Bahre zu.

„Nicht zum besten, Generallieutenant", antwortete Boucquoi; „ich habe nichts voraus vor unseren Leuten. Doch wollte ich den Kriegsrath nicht versäumen."

Das Eintreten der kaiserlichen Obersten Maradas, Dieffenbach, Colalto, Montecucu'i und Albrecht Wallenstein unterbrach das Gespräch. Gleich nach ihnen kam auch der Oberst Balthasar Verdugo, der zwei spa=

nische Regimenter befehligte, mit denen er aus dem Mailändischen durch die Schweiz an die Donau gerückt, und erst seit etlichen Tagen zu dem Heere in Böhmen gestoßen war.

„Ich glaube wir sind vollzählig", sprach Boucquoi, einen Blick auf die Versammelten werfend, „unserer Zwölf!"

Bei diesem Wort trat der Herzog Maximilian durch einen Eingang von der Seite her ins Zelt. Der ganze Kreis der Offiziere begrüßte ihn ehrfurchtsvoll. Er näherte sich dem Grafen Boucquoi, reichte ihm die Hand, fragte ihn nach seinem Befinden und wechselte dann auch mit jedem der Andren freundliche Worte. „Ich denke, wir schreiten sogleich zum Geschäft", sagte er dann laut.

Graf Boucquoi's Feldbett mußte ihm zur Rechten gestellt werden; dem Herzog zur Linken nahm Graf Tilly Platz. An jenen schlossen sich die österreichischen, an diesen die bairischen Kriegsobersten an. Der Wachtmeister und die Diener verließen das Zelt.

„Ich brauche euch, werthe Herren", begann Maximilian, „unsere Lage und den Zustand unseres Heeres nicht zu schildern. Jeder von euch sieht selbst, wie Mangel und Krankheit auf uns eindringen; und der Winter rückt näher und näher. Wir müssen einen entscheidenden Schritt thun, damit uns Noth und Seuchen nicht aufreiben!"

„Wenn die Entscheidung zum Guten führt, ja", versetzte Boucquoi, der aufgerichtet im Feldbett saß; „allein es ist nicht rathsam, allzu viel auf einen Wurf zu setzen. Leiden wir jetzt schon Mangel und schleppt der Soldat sich entkräftet dahin, was soll geschehen, wenn wir nach einer schweren Schlacht den Rückzug antreten müßten?"

„Wir sind der überlegene Theil! Wir müssen die Schlacht gewinnen!" antwortete der Herzog.

„Die Mehrzahl sind wir; ja", bekräftigte Boucquoi, „doch darum nicht der überlegene Theil. Unsere Leute sind von Anstrengungen und Mangel erschöpft, ein Drittheil beinahe ist nicht brauchbar im Gefecht."

„Es steht nicht besser mit den Böhmen", erwiderte der Herzog rasch.

„Nicht gut; aber besser."

„Das Land ist allerwegen ausgesogen. Auch sie leiden Noth, auch sie sind von Krankheit aufgerieben!" vertheidigte der Herzog seine Meinung.

„Aber die Böhmen werden unterstützt vom Lande; es bringt ihnen jede Hülfe, die es vermag. Uns nimmt man, was zu nehmen ist, flüchtet, entzieht uns das Letzte; den Böhmen wird das Letzte dargebracht", entgegnete Boucquoi mit steigendem Eifer.

„Wenn wir jetzt nichts Entscheidendes unternehmen, ist der Feldzug dieses Winters verloren. Sagt mir, ihr Herren, ist es anders?" sprach Maximilian immer eifriger werdend, und erhob sich.

„Wenn wir jetzt eine Schlacht verlieren", antwortete Boucquoi mit verstärkter Stimme, „so ist der ganze Krieg verloren."

„Wir müssen schlagen, es fordert's unser Vortheil, unsere Ehre", rief der Herzog feurig. „Ich stimme dafür, daß wir morgen mit dem Frühesten aus dem Lager rücken, und Anhalt die Schlacht anbieten. Was meint Ihr, Generallieutenant?" wandte er sich zu Tilly.

„. . . . Falls er sie annimmt", antwortete der Graf Tilly mit trockner Schärfe, ohne eine Miene seines ehernen Angesichts zu verziehen.

„Graf Wallenstein, und Ihr?" fragte der Herzog.

„Ich theile des Grafen Tilly Meinung!"

„Wir schlagen also — und morgen?" rief der Herzog, froh daß seine Meinung zu überwiegen schien.

„Morgen! Wir schlagen! Ja!" gaben die Uebrigen ihre Meinung.

„Soweit es von uns abhängt!" setzte der überstimmte Boucquoi in etwas spöttelndem Ton hinzu.

„Das wäre also entschieden", nahm der Herzog wiederum das Wort. „Allein, wenn, wie der Generallieutenant zu glauben scheint, die Schlacht **nicht** angenommen wird? Was werden wir **dann** thun? In dieser ausgesogenen Gegend, wo auf Meilen in der Runde kein Dorf, kein Haus mehr bewohnt ist, können wir nicht länger ausdauern. Wir **müssen** vorrücken!"

„In dem erschöpften Zustande unserer Leute", antwortete der bedächtige Boucquoi, „halte ich das für zu gewagt. Wir vertiefen uns immer mehr in Böhmen, werden immer weiter von Zufuhr und Verstärkung abgeschnitten, während die Böhmen immer mehr dahin rücken, von wo sie Verpflegung und neue Mannschaften erhalten können."

„Auch wir werden neue Zufuhr erhalten, Graf Longueval", erwiderte der Herzog. „Ich erwarte zweihundert Wagen mit Lebensmitteln. Sie müssen in diesen Tagen eintreffen."

„Wenn Mansfeld sie nicht abschneidet!" bemerkte Tilly ruhig.

„Ich würde Ew. herzoglichen Gnaden anrathen", begann Boucquoi wieder, „der Colonn einen Tagemarsch entgegenzurücken, um sie gegen Mansfeld zu decken, und dann die Mannschaften, die Ew. Hoheit aus Bamberg und Würzburg hoffen, abzuwarten. Sind wir um diese achttausend Mann stärker, und sind unsere Leute wieder besser bei

Kräften, dann läßt sich der Krieg mit Nachdruck fortsetzen, und der Erfolg ist wahrscheinlich."

„Wir müssen gerad an auf Prag rücken!" rief Maximilian lebhaft. „Prag ist das Herz Böhmens! Was meint Ihr, Graf Wallenstein, Ihr kennt Böhmen besser als wir Alle."

„Auf Prag"; antwortete der Graf mit kurzer Entschiedenheit, — „doch nicht ohne ausreichende Macht", setzte er hinzu.

„Wir müssen uns zuvor des Landes hinter uns versichern!" wandte Boucquoi mit Nachdruck ein.

„Prag ist Böhmen!" entgegnete der Herzog.

„Mansfeld und Pilsen im Rücken, Anhalt und Hohenlohe vor uns, Mangel und Elend von allen Seiten! Bedenken Ew. herzoglichen Gnaden, in welche Gefahr wir uns stürzen", fuhr Boucquoi in der Vertheidigung seiner Ansicht fort. „Wir müssen die Böhmen täuschen, sie durch unsere Bewegungen seitwärts locken, und dann uns zwischen sie und Prag werfen."

„Wenn sie sich täuschen lassen", sagte Tilly.

„Vom Grafen Thurn glaube ich's nicht!" bemerkte Wallenstein.

„Er hat keine Stimme", entgegnete Maximilian rasch.

„Nicht die entscheidende, wol aber eine rathgebende", entgegnete Boucquoi. „Geruhen Ew. herzoglichen Gnaden mich anzuhören", fuhr der erfahrene Krieger mit Anstrengung fort. „Im Felde ist Vorsicht oft wichtiger als Muth. Wir haben es nicht mit unerfahrenen Feldherren zu thun. Es lag nicht an Thurn, daß jetzt Alles anders steht. Ich habe eine schwere Schule an ihm durchgemacht. Ich muß ihn als Gegner ehren und fürchten. Auch der Fürst von Anhalt versteht den Krieg. Er hat mir noch jüngst bei Eggenburg

zu thun gegeben! Ich schäme mich nicht, von unglücklichen Gefechten zu sprechen, wenn ich das Bewußtsein habe, das Meinige gethan zu haben. Denn nicht immer steht die Entscheidung in der Hand der Führer. Der beste unterliegt zu Zeiten. Der aber ist kein guter Feldherr, der den Gegner nicht zu würdigen weiß. Bei Eggenburg, wo ich das Feld räumen mußte, und bei Sitsendorf, wo ich's siegreich und mit Glanz behauptete, habe ich gesehen, daß die Böhmen sehr gut geführt werden. Mir war das Glück hold; sonst hätte ich auch vielleicht bei Sitsendorf den Kürzern gezogen; allein Colon von Fels fiel, und der Fall eines Generals wie er, mitten im Treffen, bricht die Festigkeit jeder Truppe. Auch versagte das Fußvolk der Böhmen den Dienst, weil es seit Monaten keinen Sold erhalten. Wenn nun uns Aehnliches begegnete?"

„Herr Graf", antwortete Maximilian, „ich denke unseren Truppen fehlt der Sold nicht!"

„Der Sold ist's nicht allein; es fehlt ihnen Andres, was im Augenblick schwerer zu tragen ist. Soll der Soldat sich gut schlagen, so muß er die Möglichkeit des Sieges durch seine Kraft sehen. Er darf nicht im voraus daran verzweifeln. Und das thut er, wenn er sich matt und krank fühlt, und wenn er bemerkt, daß man ihn in bedenkliche Lagen bringt. Glaubt mir, Herr Herzog, jeder Soldat ist auch ein wenig Feldherr, durch Uebung und Instinct, er weiß bald zu übersehen, ob sein General ihn in gute oder üble Verhältnisse führt."

Der Herzog wurde empfindlich. „Sollen wir den Lanzenknecht zum Führer machen?" fragte er.

„Wir sollen nur nicht Fehler begehen, die er als solche erkennen muß", antwortete Boucquoi gleichfalls gereizt. „Ich würde Ew. Hoheit Plan beistimmen, allein zur Aus-

führung nicht eher schreiten, als bis unsere Verpflegungs-mittel und Verstärkungen eingetroffen sind."

Tilly bewegte zustimmend das Haupt. Wallenstein sagte:

„Das ist auch mein Rath."

Der Herzog ließ den Blick auf die Obersten streifen; ihre Zustimmung schien nicht zweifelhaft.

Ein vor dem Zelt wachthabender Offizier trat ein und überbrachte dem Herzog ein Schreiben. Dieser durchlas es; seinen Zügen merkte man an, daß es von großer Wichtigkeit war.

Der Herzog faltete es wieder zusammen, steckte es ein und wendete sich zur Versammlung:

„Unser Entschluß, ihr Herren, ist also gefaßt. Wir bieten morgen in der Frühe die Schlacht an. Nimmt der Feind sie an, so wird sich, denke ich, unser Los schon morgen entscheiden. Zögert er, so dringen wir nicht eher weiter vor, uns zwischen ihn und die Hauptstadt zu werfen, bis wir unsere Kräfte verstärkt haben!"

Die Obersten murmelten bejahend.

„So erwarte ich die Herren um die sechste Stunde wieder, um die näheren Befehle für morgen zu ertheilen! — Herr Feldmarschall", wandte er sich zu Boucquoi, „und Ihr, Generallieutenant", zu Tilly „ich bitte Euch noch zu verweilen".

Die Obersten entfernten sich.

Als der Herzog mit Tilly und Boucquoi allein war, zog er das Schreiben wieder hervor, und begann: „Bevor wir den Schlachtplan für morgen besprechen, muß ich Euch den Inhalt dieses Schreibens mittheilen. Kurfürst Friedrich von der Pfalz bietet mir an, in Unterhandlungen zu treten, um weitrem Blutvergießen Einhalt zu thun und

der Noth des Landes ein Ende zu machen. Ist das nicht das sicherste Zeichen der Schwäche?"

„Der Schwäche des böhmischen Königs, ja, nicht des Landes", sagte Boucquoi nach einigem Ueberlegen.

Tilly schüttelte finster das Haupt. „Unterhandlungen? Jetzt?"

„Was rathet ihr mir? Soll ich darauf eingehen?"

Boucquoi schwieg; er überlegte. Tilly sagte entschieden: „Nein!"

„Zu Unterhandlungen bedürfen wir vor allen Dingen der Zustimmung Sr. Majestät des Kaisers!" bemerkte Boucquoi nach einigen Augenblicken.

„Darin irrt Ihr, Herr Feldmarschall. Mein Vertrag mit Sr. Majestät sagt ausdrücklich: «Der Herzog ist völlig unbeschränkt; selbst nicht des Kaisers Majestät darf ihn in Ausübung seines Amtes hindern.»"

„In der Kriegführung, ja; so, meine ich, ist das zu verstehen", erwiderte Boucquoi.

„Wer Krieg führt, unterhandelt auch, schließt Waffenstillstand, Frieden!" antwortete Maximilian mit Entschiedenheit. — „Im Uebrigen, über meine Vollmacht ist hier nicht zu verhandeln. Es fragt sich nur, ob ich auf des Kurfürsten Vorschlag eingehe oder nicht!"

„Nein!" wiederholte Tilly fest. — „Wenn aber unterhandelt werden soll, so muß dennoch der Feldzug seinen Fortgang haben. Es könnte sonst leicht ein Hinterhalt sein, neue Zeit zu gewinnen, bis die Jahreszeit noch schwieriger wird."

„Der Generallieutnant hat Recht", pflichtete Boucquoi bei; „uns kostet jeder Tag Hunderte unsere Leute. Wir müßten wenigstens als Grundlage die Einräumung einiger größeren Städte, zu guten Garnisonen, fordern."

Aus Tilly's Augen flammte ein dunkles Feuer; er schüttelte das finstre Angesicht und stand von seinem Feldstuhl auf.

„Die einzige Grundlage, auf der ich unterhandeln könnte, ist, daß der Herr Kurfürst vorweg dem böhmischen Thron entsagt. Weshalb führen wir denn Krieg? Um dem Kaiser die Krone Böhmens und der heiligen Kirche ihre Rechte wiederzugewinnen. Wird uns das nicht zugestanden, so ist jeder Beschluß eine Erklärung, daß wir der besiegte Theil sind."

„So ist es!" bekräftigte Boucquoi. „Ihr habt Recht", sagte der Herzog; Beide wie aus einem Munde.

„Ja", fuhr der Letztere fort, „die Bedingungen für die Sicherstellung der kirchlichen Rechte können die Punkte der Unterhandlung abgeben; die Thronentsagung geht Allem voran. — Der Ordonnanzoffizier!" rief er laut.

Der Hauptmann, der das Schreiben gebracht hatte, trat wieder ein.

„Der Feldkanzlei-Secretarius soll hierher kommen!" befahl der Herzog. „Wer hat die Depesche aus dem böhmischen Lager gebracht?"

„Ein Feldhauptmann. Er wartet auf Bescheid!"

„Er soll ihn sofort erhalten." Der Herzog setzte sich an den Feldtisch, ergriff die Feder und schrieb einige Worte. Während dieser Beschäftigung trat der Secretarius der Feldkanzlei ein. Herzog Maximilian nahm das Blatt, trat an Boucquoi's Feldbett und winkte Tilly gleichfalls heranzutreten.

Der Herzog las den beiden Feldherren den Entwurf seiner Antwort:

„Ew. Liebden muß ich auf das Schreiben vom heutigen Tage erwidern, daß ich mich auf keine Unterhandlung ein-

lassen kann, der nicht die feierliche Entsagung Ew. kurfürstlichen Hoheit von der Krone Böhmens als Grundlage vorangeht."

Beide Feldherren stimmten bei.

„Mundirt das", befahl der Herzog und reichte das Blatt dem Secretär, „legt es mir sogleich zur Unterschrift vor. — — Ich will den Hauptmann sprechen, der das Schreiben gebracht hat."

Nach wenigen Augenblicken trat Xaver ein. Er verneigte sich mit Ehrfurcht, aber mit männlichem Stolz.

„Ihr kommt aus dem böhmischen Lager, Herr Hauptmann?"

„Zu Ew. herzoglichen Gnaden Befehl."

„Befindet sich der Herr Kurfürst selbst im Lager?"

Xaver schwieg.

„Ihr habt meine Frage nicht verstanden?"

„Ich weiß von keinem Herrn Kurfürsten, der sich im böhmischen Lager aufhielte. Das Schreiben, welches ich Ew. herzoglichen Gnaden zu überbringen beauftragt war, rührte von Sr. Majestät dem durch die Stände des Wahlreichs Böhmen erwählten Könige Friedrich dem Ersten her."

Maximilian biß sich auf die Lippen und trat einen Schritt zurück. Tilly sah den jungen Kriegsmann, der diese Worte in fester, aber ehrerbietiger Haltung gesprochen hatte, mit einem scharf bohrenden, aber nicht misfälligen Blick an.

Alle schwiegen.

Der Geheimschreiber trat mit der Reinschrift des Briefes ein und breitete ihn zur Unterschrift für den Herzog auf dem Feldtisch aus. Maximilian unterzeichnete und drückte sein Wappen daneben.

„Versiegelt das Schreiben sofort, befahl er, und übergebt es dem Hauptmann.“ —

„Eure Antwort!“ sprach der Herzog kurz, indem der Kanzleischreiber den Brief in Xaver's Hand gab. Dieser las die Aufschrift, trat an den Feldtisch und legte das Schreiben ohne ein Wort zu sagen auf denselben nieder.

„Was soll das?“

„Ich habe keine Vollmacht Briefe an den Kurfürsten Friedrich den Fünften von der Pfalz zu bestellen!“

„Und ich kenne nur den König Ferdinand von Böhmen!“ entgegnete der Herzog. „Nehmt denn Eure Antwort mündlich, daß, bevor der Herr Kurfürst von der Pfalz nicht der böhmischen Krone und dem Königstitel feierlich und für ewig entsagt hat, nur die Waffen zwischen uns entscheiden können.“

Xaver verbeugte sich ehrfurchtsvoll und verließ das Zelt.

„Ein vermessener Bursch“, rief Graf Boucquoi.

„Als Soldat gefällt er mir“, warf Tilly kurz hin.

Der Herzog schwieg. Seine Züge verriethen den Zorn, den er bekämpfte.

„Wir müssen“, sagte er, nachdem auf seinen Wink der Geheimschreiber das Zelt verlassen hatte, „die Schlachtordnung für morgen besprechen“, und breitete eine Landkarte auf dem Tisch aus, den er dicht an Boucquoi's Feldbett zog.

Sechstes Capitel.

Die Königin Elisabeth befand sich allein in ihrem Wohngemach, vor ihrem Schreibtisch sitzend, wo sie verschiedene Briefe durchsah. Es war schon spät am Abend; sie hatte ihre Zofe fortgeschickt, um, bevor sie in dem dicht anstoßenden Schlafgemach zur Ruhe ginge, noch einige Zeit ganz ungestört zuzubringen. Es war ein Brief des Herzogs Christian von Braunschweig, den sie in der Hand hielt. Er hatte ihn ihr unmittelbar nach jenem Fest geschrieben; sie hatte ihn oft gelesen, und überlas ihn wieder mit tiefer Bewegung. „Ach, wenn Friedrich so kühn und ritterlich wäre wie der Herzog!“ dachte sie. Sie mußte sich gestehen, daß er zuweilen sogar zu kühn sei, daß er es gegen sie selbst gewesen war! Und hätte er gewußt, wie schwach ihr Herz sich fühlte — seine Kühnheit hätte noch größer sein dürfen! Elisabeth hatte ein stolzes, für große Handlungen und Bewegungen des Lebens erglühendes Herz; selbst ihre rauschenden Feste waren ihr nur ein Ersatz für das mangelnde Feld eigener Thaten. Für Friedrich bildeten sie nur die süße Berauschung, wodurch er sich die ernsten Anforderungen der Zeit aus dem Sinn schlug. Elisabeth selbst hatte ihn gedrängt, sich zum Heere zu begeben! Sie glaubte mit Recht, er sei es seiner Würde als König schuldig. Allein sie hatte zugleich so das Verlangen nach seiner Gegenwart, daß sie ihn nicht nur zurückwünschte, sondern ihn sogar durch zärtliche Briefe eingeladen hatte, sie wenigstens zu besuchen. Gewissermaßen fühlte sie in seiner Anwesenheit einen Schutz vor sich selbst, vor der zu anhaltenden Beschäftigung ihrer Gedanken mit dem gefährlichen Freunde, dessen Brief sie eben wieder durchlas. — „Wie

feurig, wie kühn!" — — „Friedrich hat so feurig nie an mich geschrieben", dachte sie. „Wenn er auch zärtlich ist. Er würde nichts für mich wagen! Mußte ich ihn doch drängen, die Königskrone zu erwerben, um mein Haupt meiner würdig zu schmücken!" —

Mit einem halb sehnsüchtigen, halb süßen Ach! legte die Königin den Brief aus der Hand, und nebst den andern wieder in das Fach ihres Schreibtisches, wo sie sie aufbewahrte. Dann stand sie auf, um in ihr Schlafzimmer zu gehen. — Sie hörte ein Geräusch an der Thür des Vorzimmers. Erstaunt blieb sie stehen und lauschte. Sollte Jemand es wagen, jetzt noch einzutreten ... wäre eine wichtige Botschaft gekommen? dachte sie und sah sich gespannt um. Da öffnete sich die Thür und Friedrich trat ein.

„Du ... ist's möglich!" rief sie, und flog ihm entgegen. Er umarmte sie und küßte sie mit inniger Zärtlichkeit.

„Wie überraschest du mich! Was führt dich so plötzlich her?" fragte sie.

„Es war mir unmöglich länger auszudauern, ohne dich wenigstens einmal zu begrüßen", sagte er unter zärtlichen Küssen, „ich komme gerad aus dem Lager. Aus dem wüsten Kriegsgetöse und Getümmel!"

„Von Rackonitz?" fragte sie. „Ist etwas vorgefallen? O verschweige es mir nicht!" bat sie ängstlich.

„Nichts was dich erschrecken dürfte, Liebe", erwiderte er. „Wie reizend du bist, wenn du so zitterst! — Es ist beinahe ein Verbrechen, daß ich dich so lange verließ! Vergib es mir!" bat er mit zärtlichem Blick und küßte ihr die Thränen weg, die sich ihr ängstlich ins Auge stahlen.

„Laß uns Platz nehmen, liebe Elisabeth", bat er sie. „Ich bin von dem langen Ritt ermüdet." Er zog sie auf ihr Ruhebett und setzte sich neben sie.

„Sage mir nur aufrichtig wie es mit unserer Sache steht“, bat sie innig.

„Auf Camerarius' Rath, noch mehr auf den des alten ängstlichen Rippell“, begann er, „war ich so schwach, dem Herzog Max Unterhandlungen vorzuschlagen, um den Feldzug und das Blutvergießen in Güte zu enden. Es ist auch wirklich kaum länger zu ertragen, unaufhörlich die Klagen über Noth und Elend des Heeres und des Landes anzuhören! Ich hatte ein Opfer gebracht, um den Leuten zu helfen, um nur einmal Ruhe zu haben, von der ich, seit ich diese böhmische Krone trage, nichts mehr genieße! Ich sollte dich fast darum schelten, Elisabeth, denn du bist eigentlich am meisten daran Schuld, daß ich die goldene Last auf mein Haupt genommen habe! Nur um das deinige zu schmücken!“ setzte er liebkosend hinzu.

„Laß das jetzt, lieber Friedrich“, bat sie — „du wolltest von den Unterhandlungen sprechen. Ach wenn wir den Streit gütlich beilegen könnten .... es wäre wol gut!“

„Meine Absicht war es. Doch der Herzog von Baiern hat sie vereitelt. Er stellte die unerhörte Forderung, ich solle zuvor die böhmische Krone niederlegen!“

„Wie?“ rief Elisabeth und erblaßte. „Und was hast du erwidert?“ — Sie ersah zwar schon aus der Weise, wie ihr Gemahl von dem Antrag sprach, daß er ihn verworfen habe; doch durchschauerte sie nicht mit Unrecht ein ängstliches Gefühl, die Lage Friedrich's müsse doch gefahrvoll genug sein, daß man es wagen dürfte einen solchen Antrag gegen ihn nur auszusprechen.

„Die Unterhandlungen waren damit sogleich abgebrochen“, antwortete der König. „Es war ein zu verwegener Uebermuth des Herrn Herzogs Max!“ —

„Hast du dich mit Lord Sutton darüber besprochen?“ fragte Elisabeth.

„Nein“, antwortete Friedrich rasch. „Ich bekenne dir, seine Gegenwart im Lager ist mir nicht angenehm; ich achte ihn als den Abgesandten deines Volkes . . .“

„Ich dächte auch als den Führer eines ansehnlichen Hülfscorps . . .“, bemerkte die Königin.

„Nein, liebe Elisabeth, gerade das ist die Eigenschaft, die mich verdrießlich macht. Gott weiß wie diese dreitausend Mann seines Corps zusammengebracht sind, allein sie werden deinen Landsleuten keinen guten Namen machen! Es ist diebisches, zuchtloses Gesindel, das nur Unheil anstiftet.“

„Laß das“, brach Elisabeth etwas empfindlich ab, die diese Schilderung ihrer Landsleute für die Folge neidischer Verleumdung hielt. „Ich wollte ja nur wissen, was Lord Sutton von der Unterhandlung denkt.“

„Das weiß ich, ohne mit ihm besonders darüber gesprochen zu haben. Er hat sich gegen den Fürsten Anhalt darüber geäußert; er denkt wie wir Alle, es sei nur eine Prahlerei, um die eigene Schwäche und Noth zu verdecken. — Denn das Heer der Verbündeten kommt um in Hunger und Elend. Das zeigte sich auch gleich am andern Tage. Sie rückten vor das Lager, uns zum Kampf hinauszulocken. Ihre Verzweiflung zwingt sie Alles an eine Schlacht zu wagen, weil sie sonst alle Hungers sterben müssen. Allein Anhalt nahm, sehr vernünftig, den Kampf nicht an; uns im Lager anzugreifen wagten sie nicht, obwol nur eine Schlacht sie retten kann. Sie dachten jetzt an den verzweiflungsvollen Ausweg, sich hinter unserem Rücken auf Prag zu werfen.“

„Auf Prag!“ rief die Königin erschreckt.

„Nur keine Furcht, mein süßes Herz“ beruhigte der König sie und zog sie liebevoll an sich. „Wir haben sie durchschaut und sind ihnen zuvorgekommen. Anhalt hat sich zurückgezogen bis Unhoscht ....“

„Unhoscht, wo ist das?“ fragte Elisabeth besorgt.

„Sechs Stunden von Rackonitz ...“

„Und von hier?“

„Fünf, vier, ich weiß es nicht genau!“

„Himmel, uns so nahe!“

„Ja, Anhalt!“ antwortete der König beruhigend. „Der Feind zog sich seitwärts, nach ... Neu-Straschitz, glaube ich, heißt der Ort. Die böhmischen Namen zerbrechen mir die Zunge fast! — Er wollte uns damit täuschen, als denke er gar nicht an Prag, sondern habe die Absicht, sich weiter nördlich zu ziehen, vielleicht mit dem Kurfürsten von Sachsen zu vereinigen.“

„O, dieser Verräther!“ rief die Königin fast weinend vor Zorn. „Aber Scultetus hat ihn auch gestern in seiner Predigt gezüchtigt! Er nannte ihn den verrätherischen Absalon, der die Waffen gegen seinen eigenen Vater gewendet habe, — er prophezeite ihm dessen Schicksal! Schweren Fluch hat er über ihn ausgesprochen! Möge der Herr sein Antlitz von ihm wenden und seine Wasserfluten herabgießen, ihn und seine Schaaren zu ersäufen wie den König Pharao und sein Heer!“

„Scultetus ist unser treuer wackerer Freund! Und ein Kämpfer für den Glauben, stark, wie nie einer dagewesen“, rief Friedrich dankbar aus.

„Ja, er hat eine Rede voll Feuer und Flammen gehalten“, erzählte die Königin weiter; „ich verstehe ihn nur nicht ganz, wenn er so den vollen Strom der Worte ausschüttet. Aber ich lasse mir's nachher wiederholen und er

klären. Er richtete diesmal sein kühnes Wort gegen alle unsere Feinde. Den Papst hat er bei Namen genannt und verwünscht. «Dieser Antichrist», rief er aus, «steuert jeden Monat eine Million, die er den Glaubensverirrten durch den schamlosen Ablaß auspreßt, um die Glaubensreinen zu vernichten! Der Fluch der Hölle wird ihn treffen.» — Auch gegen den König von Spanien eiferte er: «Er läßt seine blutdürstigen Söldner aus den Niederlanden auf unser armes Deutschland los, auf unser gesegnetes Land am Neckar und am Rhein, gleich einer Meute grimmiger Hunde! Aber der Herr der Heerschaaren wird diesen Spinola treffen und ihn vernichten mit Mann und Roß!» Ich habe mir diese Stellen niedergeschrieben in mein Tagebuch", setzte sie hinzu.

„Es ist wahr", sagte Friedrich nachdenklich, „die Feinde verschwören sich von allen Seiten wider mich! Es thut mir weh um meine guten Pfälzer, mein schönes Heidelberg!" —

„Und du denkst", kam die Königin wieder auf das frühere Wort Friedrich's zurück, „das Heer der Liga werde sich mit dem des Kurfürsten von Sachsen vereinigen?"

„O nein, das glauben wir nicht; das sollten wir vielleicht glauben", antwortete er. „Thurn traute der Sache sogleich nicht. Er meinte, sie wollten sich zwischen uns und die Stadt oder auf die Stadt selbst werfen, und kam ihnen zuvor. Er rückte gerad auf Prag; morgen muß er dicht vor der Stadt stehen!"

„Allein ich fasse dich nicht, theuerster Friedrich", dann ist ja der Krieg vor den Thoren! Wir sind belagert!"

„Nein, nein, du Gute. Das ist ja eben unser Vortheil! Darum konnte ich dich getrost hier besuchen. Maximilian brauchte den Kampf, um nicht unterzugehen mit

seinem Heere, er war seine einzige Hoffnung. Wir betrogen ihn darum. Jetzt legen wir unser Lager ruhig in fester Stellung vor die Mauern Prags. Anhalt will sich auf dem Weißen Berge verschanzen ....“

„Er will .... aber er ist noch nicht verschanzt .... ich fuhr gestern hinaus über Sanct-Margarethen, bis zum Stern, es ist noch keine Spur einer Schanze zu erblicken!“

„Die Stellung selbst ist schon so fest, daß die Verbündeten sie nicht angreifen können. Und ehe sie sich nähern, — wenn sie sich nicht ganz zurückziehen, — wird Alles gethan sein. Verlasse dich darauf. Binnen vierzehn Tagen haben Hunger, Nässe, Schnee, Krankheit und Elend das ganze Heer aufgerieben, während das unsere frisch und bei Kräften bleibt. Dann werden sie unterhandeln wollen, ich aber die Grundbedingung stellen! Sie haben mich gelehrt, was ich thun muß: vor jeder Unterhandlung entsagt Kaiser Ferdinand dem Königsthron von Böhmen!“

„O, wenn wir das erreichten!“ rief Elisabeth mit einem halb freudigen, halb flehenden Blick gen Himmel.

„Wir werden, wir werden! Und bald!“ tröstete sie Friedrich. „Also du warst im Stern .... was zog dich dorthin?“

„Ich wollte schon immer hinaus; mich an den Freudentag erinnern, als wir im vorigen Jahre dort begrüßt wurden. Am 24. October selbst war nur so entsetzliches Wetter, und diese ganze Zeit her auch, das machte mir die Erinnerung schauerlich. Es dünkte mich ein böses Zeichen. Gestern war der erste heitre Tag ...“

„Und doch ist dieses schlechte Wetter mehr unser Freund gewesen, als es das heiterste sein kann! Gerade dieses Wetter zerstört die Gewalt unserer Feinde!“

„Leiden aber nicht auch unsere Truppen?“

„O ja! Doch lange nicht so schwer. — Und von Prag aus, — wie viel besser können wir sie verpflegen!“ antwortete Friedrich.

„Wirst du denn im Lager bleiben, wenn der Krieg hierher rückt?“ fragte die Königin besorgt.

„Heut wenigstens bleibe ich hier“, antwortete er und sah sie zärtlich an. Sie erröthete und barg das glühende Gesicht an seinem Herzen. Er hielt sie innig umschlungen. Sie bebte. „Verbanne nun die Angst, die Sorgen! Laß uns glücklich sein, meine Elisabeth“, bat er schmeichelnd. „Und morgen wollen wir einmal wieder ein recht heitres Fest feiern! Ich sehne mich ordentlich danach, wieder fröhliche Gesichter zu sehen, nach allen den mürrischen und finstren im Lager!“

Siebentes Capitel.

Es war am 8. November, ein Sonntag; der Morgen graute kaum am äußersten Horizont; der Himmel lag schwer, düster bewölkt über der Erde; rauher Wind fegte die öden Felder.

Fürst Christian von Anhalt, Graf Hohenlohe, die beiden Oberanführer des böhmischen Heeres, Graf Thurn, Graf Schlick, Prinz Christian von Anhalt, Graf Heinrich Thurn und einige andere Feldobersten saßen zu Pferd und beritten die weit ausgebreitete Höhe des Weißen Berges vor Prag, um den zum Lager der

Böhmen ausgewählten Platz nochmals nach allen Seiten zu besichtigen und über die Vertheidigung desselben zu berathen.

„Mit den Schanzen sind wir noch sehr im Rückstand!“ sagte Thurn halblaut zu dem Fürsten Christian, dem er zur Linken ritt. „Die Stellung könnte viel fester sein.“

„Es ist nichts geschehen von Dem, was mir der König versprochen hatte“, antwortete Anhalt eben so leise, doch mit dem Ausdruck des Unwillens. „Als er das Heer verließ, sagte er mir zu, alle Punkte, die ich ihm genau, mit einer Zeichnung angegeben, sollten verschanzt sein, sobald ich einträfe. Und gestern Mittag war noch nichts gethan! Alles was wir von Schanzen aufgeworfen haben, ist seit gestern Abend hergerichtet.“

„Hier zur Rechten decken uns wol der Stern mit seinen dichten Gebüschen, und die steilen Abhänge vor Russin, Hlibotz, Wolkowitz und Welleslavin hinlänglich“, versetzte Thurn. „Aber links hinüber und vor uns, nach den Straßen von Karlsstein und Eger zu, sind wir, dies muß ich mir erlauben Ew. Liebden zu bemerken, dem Angriff preisgegeben.“

„Ihr glaubt, Graf Thurn, man würde uns in unserer Stellung hier auf der Höhe angreifen?“ warf Graf Hohenlohe, der diese Worte gehört hatte, halb spöttisch dazwischen. „Ich denke man wird sich darüber besinnen. — Nun, vorläufig ist der Feind noch nicht da!“

Der Graf sprengte nach diesen Worten etwas voran nach einer Stelle, wo sich das Terrain aufwärts zog.

„Das war auch die Antwort des Königs. «Wir haben ja noch lange Zeit, lieber Anhalt!»“ sagte der Fürst leise zu Thurn, als Hohenlohe fort war.

„Ich besorge, man wird uns nicht allzu lange unbehelligt lassen!“ antwortete Thurn.

„Boucquoi allenfalls! Denn Fabius Cunctator ist hauptsächlich sein Vorbild; aber Herzog Maximilian ist unruhiger!“

„Wären wir nur so vorbereitet, als wir sein könnten“, fuhr Fürst Anhalt im Weiterreiten fort, „so sollte mir seine stürmische Hast willkommen sein. Wann glaubt Ihr, Graf Thurn, daß sie uns nachrücken?“

„Nach Dem, was mein zuverlässiger Wolodna, der Land und Wege so genau kennt als ich, mir vor zwei Stunden gemeldet, verwundre ich mich fast, daß die Baiern noch nicht hier sind. — Boucquoi war noch zurück mit der österreichischen Armada.“

„So rasch sollten sie uns folgen? — Ich glaube es kaum“, erwiderte Fürst Anhalt.

„Vielleicht sehen wir die Sonne und den Feind zugleich, wenn die Morgennebel, die drüben vom Moldauthal sich an der Höhe hinziehen, erst fallen.“

Anhalt schüttelte den Kopf; sie ritten weiter. Es wurde etwas lichter.

„Wißt Ihr“, begann der Fürst von neuem, aber mit vorsichtigem Ton, „daß Bornemissa krank in Prag liegt?“

„Ein sehr ungelegener Zufall in so wichtiger Zeit!“ antwortete Thurn.

„Wenn es ein Zufall ist! Allein ich traue diesen Ungarn nicht“, meinte der Fürst. „Bethlen Gabor ist und bleibt ein unzuverlässiger Verbündeter!“

„Da haben Ew. Liebden völlig Recht“, sagte Thurn lebhaft. „Ich habe es im verwichenen Jahre vor Wien erfahren! Glauben mir Ew. Liebden! Noth und Mangel und Kälte und Nässe, obwol sie uns arg genug zusetzten, waren doch nur der Vorwand zu seinem Rückzug. Er unterhandelte schon lange insgeheim mit dem Kaiser ....“

„Er unterhandelt immer“, warf der Fürst dazwischen, „und immer nach doppelter Seite.“

„Ganz recht! damals hoffte er größere Vortheile vom Kaiser Ferdinand, der in der Bedrängniß war! Jetzt, da der Kaiser mehr Lust hat, hat sich das zerschlagen und er denkt bei uns mehr zu erlangen!“

„So ist's!“ bestätigte der Fürst. „Wer ersetzt Bornemissa im Befehl?“ fragte Thurn.

„Oberst Kornis.“

„Dem trau ich auch nicht weit.“

Beide schwiegen jetzt.

Nachdem sie eine Strecke geritten waren, begann Anhalt: „Ich werde gegen die Straßen von Karlsbad und Karlsstein noch eine Redoute aufwerfen lassen, daß wir den Punkt bestreichen können, wo sie sich scheiden“, und zeigte nach der Gegend hinüber.

„Es wird wohlgerathen sein“, antwortete dieser.

Graf Hohenlohe kam zurück, ritt zu Anhalt heran und sagte ihm: „Ich möchte mit Ew. Liebden und dem Grafen Thurn auch auf die Kuppe dort drüben reiten. Graf Schlick ist schon hinauf. Wir übersehen dort den ganzen Raum für das Lager am besten.“

Die drei Führer sprengten dahin; die Andren blieben auf einen Wink des Fürsten Christian zurück. — —

„Glaubst du, daß wir heut oder morgen eine Schlacht haben, Heinrich?“ fragte der junge Prinz Christian seinen Freund Heinrich Thurn.

„Ich wünschte sie auf der Stelle“ — antwortete dieser frisch.

„Heinrich!“ rief der Prinz leise aus. „Du sollst sehen, daß ritterliches Blut in meinen Adern fließt!“

„Wenn wir nur beieinander fechten könnten!“ ant-

wortete Thurn und drückte dem Freunde die Hand. „Doch ich glaube nicht, daß es sobald zur Schlacht kommt. Sie wollen sich ja bis an die Zähne verschanzen! Vielleicht gar nach Prag hineinwerfen!"

„O!" rief der Prinz und seine Hand fuhr krampfhaft ans Schwert. „Wenn ich nur einen Feind vor mir sähe! Ich stürzte mich, ob mit Befehl oder nicht, mit meinem Regiment darauf, — — ich wollte sie schon zwingen sich zu schlagen!"

„Sei besonnen!" warnte Thurn. „Aber du wirst so nicht handeln, ich kenne dich", fuhr er lächelnd fort, „du würdest doch nicht die Schlacht verloren machen wollen aus Ungeduld?"

„Ach ich weiß nicht, was ich denke und was ich sage", antwortete der Prinz. „Aber es glüht mir in allen Adern! Ich sehe überall den Feind vor mir, und meine treuen Reiter hinter mir, wie wir im Sturm heranbrausen. Die ganze Nacht habe ich die Angriffsfanfare gehört! Immer war ich zu Pferd, flog übers Feld wie ein Blitz, dann lag ich wie zerschmettert am Boden, mein Rappen wälzte sich über mich!" —

„Das ist das Alpdrücken!" lachte der lebensfrohe Heinrich. — — „Die Nebel sinken immer dichter herab; der Tag nähert sich, und man sieht weniger", fuhr er nach kurzem Schweigen fort, während dessen der Prinz immer gegen das Nebelgewölk, das sich vor ihnen in einer Senkung zwischen den Höhen lagerte, hinstarrte.

„Reitet dort nicht Jemand", fragte er und deutete mit der Hand nach der Gegend. „Wahrlich! Es ist ein Mann zu Pferd, der auf uns zukommt."

„Du hast Recht!" bestätigte Heinrich Thurn. „Wer kann denn aber von dort herkommen? Wir müssen ihn anhalten."

„Er nimmt schon von selbst den Weg auf uns zu!"

„Ja, jetzt hat er uns gesehen. Er setzt sein Pferd in Galopp!"

Während des Gesprächs war aus der halbverhüllenden Dämmerung und dem Nebelgewölk ein Reiter näher gesprengt, und richtete jetzt den Galopp seines Pferdes gerade auf die Gruppe der Führer hin. Man konnte nicht unterscheiden, ob es Freund oder Feind sei, denn man sah nur dunkle Umrisse der Gestalt, die tief in den Mantel gehüllt schien. Auf etwa funfzig Schritte Entfernung hemmte der Reiter den raschen Lauf seines Pferdes etwas und rief mit lauter Stimme hinüber. „Prag und Friedrich!"

„Er ist von den Unsrigen, er weiß das Losungswort", sagte Thurn; „er sieht mir aber doch gar nicht wie ein Kriegsmann aus, mit dem breiten Filzhut. Wie ein echt böhmischer Gebirgsbauer!"

„Gott zum Gruß Graf Heinrich!" erklang jetzt die Stimme des Ankommenden.

„Es ist Hauptmann Nechodom", rief der Angeredete voller Freude und sprengte ihm entgegen. Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

„Ist der Graf Thurn nicht dort unter den Reitern?" fragte Xaver. „Oder in der Nähe?"

„Er hält dort drüben auf der Kuppe mit dem Fürsten Anhalt, Grafen Hohenlohe und Schlick!" antwortete Heinrich. „Sie werden gleich hierher zurückkommen!"

„Ich darf keine Minute verlieren, und bringe wichtige Meldung", war Xaver's Erwiderung, und spornstreichs jagte er weiter, der bezeichneten Höhe zu, und war schnell an Thurn's Seite.

„Hauptmann Nechodom!" wandte sich dieser zum Fürsten

von Anhalt. „Ich sandte auch ihn auf Kundschaft; er wird uns manche Auskunft geben können!“

Xaver schickte sich an, dem Fürsten seinen Bericht zu erstatten.

„Was Teufel! Verkappt?“ redete dieser ihn an. „Ihr seht wahrlich aus wie ein echter Böhmak, in dem braunen Filzhut und Kittel. Wo kommt Ihr her?“

„Zunächst von Kladno und Neuhof; dort habe ich die Vorhut der Baiern verlassen“, antwortete Xaver schnell.

„In Neuhof?“ fragte der Fürst Anhalt rasch dazwischen. „So nahe sind sie schon?“

„Graf Tilly war schon weit über Kladno hinaus bis an die Hostaue vorgerückt, und Oberst Pappenheim mit dreihundert Kürassieren hat Neuhof besetzt.“

„Wär's möglich! So müßten sie in zwei Stunden hier sein können!“ rief Anhalt.

„Wie ich vermuthete“, bemerkte Thurn. „Das ist ganz in Uebereinstimmung mit den Nachrichten, die ich durch Hauptmann Wolodna empfangen.“

„Ich glaube, Herr Graf“, sagte Xaver im bescheidenen aber sichren Ton, „sie werden früher hier sein. Wenn sich der Nebel theilt und es nur etwas heller wird, muß man von hier ihren Vortrab gewahr werden.“

„Wie seid Ihr von Neuhof aus geritten, Hauptmann Nechodom“, fragte Thurn. „Auf der Straße von Schlan?“

„Nein, Herr Graf, durch Feldwege, Fußsteige, Brüche und Sturzäcker, so gerad als möglich auf Hostiwitz. Doch ich vermuthe daß die Baiern der schlaner Straße folgen werden. Der Weg übers Feld ist zu schwer.“

„Ihr habt wol in der Bauerntracht mitten in der bairischen Armada gesteckt?“ fragte der Fürst Christian.

„Anders wäre mein Auftrag freilich nicht ausführbar gewesen!“ antwortete Xaver.

„Und habt Ihr etwas über die Absichten des Feindes erfahren?“ fragte der Fürst.

„Man wußte“, erwiderte Xaver, „daß unser Heer sich hier auf dem Weißen Berge festsetzen und verschanzen wollte. Herzog Maximilian drang darauf, den Marsch zu beschleunigen und uns hier anzugreifen, bevor die Schanzen fertig wären!“

„Seht Ihr wol, Graf Hohenlohe!“ sagte Anhalt eifrig. „O wenn doch gestern mehr geschehen wäre!“

Hohenlohe schüttelte ungläubig den Kopf.

„Es ging die Rede“, fuhr Xaver zu berichten fort, „daß Graf Tilly für den raschen Angriff gestimmt habe; auch Oberst Pappenheim. Graf Boucquoi soll dawider sein, weil seine Armada noch zu weit zurück sei, und erst gegen Mittag — als heut — eintreffen könne. Er ist überhaupt dagegen, unser Lager in seinen Schanzen anzugreifen; er hat angerathen es liegen zu lassen und seitwärts an dem Bach der Scharka hinunter, ganz verdeckt im Thal auf Podvava, und über Bubencz gerad auf Prag anzurücken und die Stadt von der andern Seite zu berennen.“

„Aha! Sie wollen uns von dort überrumpeln!“ rief Hohenlohe. „Ich war gleich der Ansicht, daß sie uns hier nicht angreifen würden! — Nun, Prag ist fest! Die hundert Thürme seiner Mauern sind gute Schildwachen!“

„Graf Waldstein“, begann Xaver wieder, „hat aber davon abgerathen; dieser Plan sei zu gefährlich. Man könne in die Flanke genommen oder im Rücken gefaßt werden.“

„Und wie wollten wir sie fassen und in die Moldau jagen, wenn sie den Plan ausführten!“ rief Thurn eifrig.

„Und was war der endliche Beschluß? Wißt Ihr das?“ fragte Christian.

„Soweit ich erfahren konnte, hat Herzog Maximilian's Absicht, den Angriff auf das Lager selbst zu machen, das Uebergewicht behalten!“

„Wir wollen's erwarten“, sagte Hohenlohe und biß sich auf die Lippen.

„Habt Ihr uns noch Ferneres zu berichten, Hauptmann Nechodom?“ fragte der Fürst.

„Ich konnte nicht mehr erkundigen.“

„Ihr habt Euren Auftrag so kühn als geschickt ausgeführt, Hauptmann Nechodom“, sagte der Fürst und schüttelte ihm die Hand.

„Ich hätte lieber in offener Schlacht gekämpft“, antwortete Xaver.

„O laßt Euch den Dienst nicht leid sein! Wäre er nicht ehrenvoll, Graf Thurn würde Euch nicht damit beauftragt haben.“

„Der Name ....“

„Sprecht ihn nicht aus“, fiel der Fürst ihm ins Wort. „Wer sich zu solchem Dienst verkauft, und gar vielleicht gegen sein Vaterland, der mag dafür gebrandmarkt sein. Der Tapfere, der sich auch der List bedient, handelt im vollen Recht des Krieges und bleibt ein Ehrenmann. Ihr solltet eine goldene Kette dafür tragen.“ —

Der Fürst Anhalt wandte sich hierauf zum Grafen Hohenlohe und sprach leise mit ihm. Thurn zog Xaver bei Seite und sagte ihm gleichfalls leise: „Und war es dir möglich, Xaver, meine Botschaft nach Pilsen zu fördern?“

„Kaspar Schwarz hat es übernommen. Er ist als Waldstein'scher Kürassier verkappt!“

„Wenn es ihm nur gelingt durchzukommen!“

„Es ist sehr schwierig, Herr Graf. So kühn und gewandt der Schwarz auch ist.“

„Und hat er auch gefaßt, um was es sich handelt? Wird er Mansfeld überreden können ohne Schriftliches, daß er von mir kommt, daß Alles daran hängt, von Pilsen aus den Verbündeten im Rücken zu operiren, daß Böhmens Rettung davon abhängen kann!“

„Ich habe ihm solche Weisung gegeben und solche Zeichen, daß Graf Mansfeld nicht einen Augenblick zweifeln kann, daß Ihr den Boten sendet.

„So gebe Gott im Himmel, daß Mansfeld meinen Wunsch erfüllt!“ sprach Thurn mit feierlichem Ernst. „Dann ist noch Hoffnung, daß Alles gut werde für Böhmen.“

„Jagt nicht dort der Graf Heinrich heran?“ fragte Xaver unterbrechend und zeigte auf einen Reiter, der sich von den abwärts Haltenden getrennt hatte und mit verhängtem Zügel heransprengte.

Es war der junge Thurn. Er winkte schon von weitem, hoch mit dem Schwert in der Hand. Thurn ritt ihm entgegen.

„Vater“, rief er diesem zu, „wir haben den Feind gesehen! Sein Vortrab wurde durch die Nebelwolken sichtbar. Dort drüben, über Hostiwitz hinaus!“

„Das ist der Punkt, wo Pappenheim anrücken muß“, bestätigte Xaver, der Thurn nahe geritten war.

Sie sprengten mit der Botschaft zum Fürsten Anhalt zurück. Alle blickten scharf nach der Gegend hin. Es war schon hell genug, um Truppenbewegungen so weit hin zu erkennen. Doch der Nebel zog noch überall seine Schleier vor. Da rauschte der Flügel des Morgenwindes, und plötz-

lich sahen sie zwischen der sanften Senkung der Höhen Reiter in geschlossenen Schaaren anrücken.

Es war der Feind! — Für Böhmens Geschick nahte die Stunde der Entscheidung!

Achtes Capitel.

Das gesammte bairische Heer war schon am ganz frühen Morgen des 8. November unter Herzog Maximilian's und Tilly's Führung dem böhmischen bis auf die Weite einer Stunde nahe gerückt.

In waldiger, sanft eingesenkter Thalschlucht, den östlichen Abhängen des Weißen Berges gegenüber, ward vor Tagesanbruch Halt gemacht. Die Leute waren durch den Nachtmarsch zwar angestrengt, doch nicht erschöpft. Einige Rast war ihnen wohlthätig. Sie lagerten sich in dichten Kreisen so eng aneinander als möglich, um sich der eisigen Novemberkälte zu erwehren. Tiefe Stille lag über den gewaffneten Schaaren. Nur die Schildwachen gingen auf und nieder, und dann und wann hörte man von Einzelnen leise murmelnde Worte.

Nur ein Zelt sah man von Tannenzweigen aufgerichtet; es war das des Herzogs Maximilian, in welchem sich soeben die Generale und Feldobersten versammelt hatten, um zu entscheiden, ob und wie der Angriff auf den Feind geschehen solle. Zwei Schildwachen, ganz im Eisenharnisch auf ihre Piken gestützt, standen unbeweglich vor dem Ein-

gange des Zeltes und hielten Jeden zurück, der sich unberufen nähern wollte. Zwischen ihnen war die Fahne des Herzogs aufgepflanzt, die im weißen und blauen Felde das Bildniß der Mutter Gottes zeigte.

Auch nur ein Feuer sah man im Lager; unweit des Zeltes glimmte es, leise genährt in dicht umbüschter Vertiefung, damit die Flamme nicht ihren verrätherischen Lichtschein über die Wipfel der Tannen hinaufwerfe und dem Feinde die Nähe der Gegner kundgebe. Um die Glut sah man eine Gruppe seltsamer Gestalten gelagert. Es waren Geistliche, meist Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die sich im Lager befanden. Die dienstfertige Ehrfurcht der Krieger, denen kein Lagerfeuer gestattet wurde, hatte ihnen in der Eile noch aus Tannenzweigen ein flüchtiges Dach gebaut, um die heiligen Väter, die der rauhen Kriegsbeschwerde nicht so gewohnt waren, noch besser zu schützen. Sie waren in nicht geringer Zahl beim Heere anwesend. Der Orden Loyola's, wie er vorzugsweise der angegriffene Theil in den ersten Ausbrüchen dieses Krieges gewesen war, hatte ihn auch mit immer neuem Eifer geschürt. Er setzte alle eigenen Kräfte daran und brachte jede mögliche fremde in Bewegung, um die ihm entrissene Herrschaft in dem wichtigen Lande wiederzuerringen. Nicht nur böhmische Mitglieder desselben, sondern eifrige und befähigte aus seinen vielen Verzweigungen in fremden Ländern hatten die Ordensobern zu Maximilian gesandt, um, sowie dieser einen Fußbreit Landes mit bewaffneter Macht gewann, auch sogleich die geistige des Ordens wieder zu befestigen und auf die Gesinnung des Volkes durch Drohung und Ueberredung einen Einfluß zu üben, der wiederum die Unternehmungen des Heeres mächtig unterstützte. — Lamormain hatte Thyßka beauftragt, dem Herzog Marimilian nahe zu bleiben, ihn

mit seinen Rathschlägen, gegründet auf die Kenntniß des Landes und der Bewohner, zu unterstützen und sogleich selbst jeden Vortheil wahrzunehmen, der sich für die neuen Befestigungen des Ordens in Böhmen gewinnen lasse. Der Großinquisitor in Madrid, Alliaga, hatte in verwandter Absicht einen hochbefähigten Mann, den Pater Dominicus *), einen Karmelitermönch, zu Maximilian gesandt, der, voll heiligen Eifers, die Gabe innerer Erleuchtung mit der der hinreißenden Rede verband. Er war an Thyßka's Seite gelagert; doch die Unruhe seiner Seele raubte ihm den Schlaf. Er richtete sich empor und blickte vor sich hin in die Flammen. Sein dunkles Auge rollte unstet unter der gefurchten Stirn. Auch Thyßka floh der Schlummer, sein Blick begegnete dem des Mönchs.

„Ihr wacht, frommer Bruder?" fragte er ihn leise.

„Die Sorge läßt mir keine Ruhe. Traumgesichte umschweben mein Lager. Schlummernd hatte ich kühne Zuversicht, erwacht beginne ich zu zagen!"

„Und was macht Euch wachend besorglich?" fragte Thyßka sich emporrichtend.

„Ich fürchte den Kleinmuth der Führer!" antwortete der Pater Dominicus.

„Auch ich habe manches verzagte Wort gehört", erwiderte Thyßka, „doch nicht vom Herzoge", fügte er besonnen sogleich hinzu. „Er ist voll feuriger Ungeduld, das Heer der Böhmen in offener Schlacht zu bekämpfen."

„Die Krieger selbst sind es", entgegnete der Mönch, „auch nur so können sie den täglichen, schweren Kampf mit Hunger und Elend beenden!"

„Wahrlich, ich darf sagen, dahin drängt des Herzogs

---

*) Historisch.

ganzes Sinnen", versetzte Thyßka lebhaft, „nur er hat auf diesen anstrengenden Eilmarsch von Rackonitz hierher gedrungen, daß Fürst Anhalt von Unhoscht aus und Graf Thurn auf Seitenstraßen uns nur mühsam zuvorkommen konnten. Wäre Thurn nicht gewesen, der das Land so genau kennt, wir hätten vielleicht den Vorsprung gewonnen und das Heer der Böhmen wäre von Prag abgeschnitten!"

„Graf Boucquoi ist zu bedächtig!" sagte Pater Dominicus den Kopf schüttelnd. „Er hat den abwägenden Sinn des Niederländers. O, hätte er den feurigen des Spaniers, dächte er wie Verdugo!"

„Ein kühner Mann der Oberst Verdugo", fiel Thyßka ein. „Habt Ihr von dem seltsamen Zeichen vernommen, das in verwichener Nacht auf seinem Zelte gesehen worden ist?"*)

Pater Dominicus sah Thyßka gespannt aufhorchend an.

„Hauptmann Feralt von Fugger's Lanzenknechten, ein glaubwürdiger Mann, erzählte mir's. Eine rothe Flamme, wie ein feuriger Helmbusch, hat um Mitternacht auf der Spitze des Zeltes geleuchtet eine ganze Stunde lang! Die Zeltschildwachen haben es mit Grausen gesehen."

„Wunder des Herrn überall! Seine Flammen leuchten! Sie durchglühen die Nächte, die Träume!" rief Dominicus in schwärmerischer Begeisterung. „Balthasar Verdugo muß zu hoher That berufen sein! — Auch mir, theurer Bruder", fuhr er leiser fort, „sind wunderbare Zeichen geworden — Gesichte haben mich im Schlummer umschwebt!"

Thyßka horchte auf.

„Dort drüben", sagte er mit unterdrückter Stimme und

---

*) Historisch.

deutete mit der Hand auf das Zelt, „berathen die Heerführer! Ich fürchte Boucquoi's allzu vorsichtiges Zögern! Ich möchte zu den Feldherren, zu dem Herzog reden, wie der Mund des Herrn zu mir gesprochen hat!"

„Um des Herrn Willen thut das, theurer Bruder", feuerte ihn Thyßka an. „Euer begeistertes Wort wird die Gläubigen mit flammendem Muth erfüllen."

„Sonntag ist heut" *), fuhr Dominicus mit steigender Erregung fort. „Es ist eine Fügung Gottes, daß sein heiliger Tag uns zu diesem Kampfe leuchtet!"

„Das ist es, würdiger Bruder!"

„Das müssen wir in die Herzen der Krieger und der Feldherren rufen! Heut muß der Sieg uns strahlen!" sprach Dominicus begeistert.

„Laßt uns mit einigen der Brüder zum Herzog gehen", antwortete Thyßka; „wir werden Einlaß finden in sein Zelt!"

„Nein! Wir müssen zu ihnen reden vor dem gesammten Kriegsvolke! Der entzündete Muth der Truppen muß die Feldherren zur Schlacht fortreißen!"

„Sie treten heraus!" sagte Thyßka überrascht und zeigte auf das Zelt Maximilian's.

„Und dort bricht die Morgenröthe durch das Gewölk und strahlt ihnen flammend entgegen", rief Pater Dominicus, dessen Eifer immer höher aufloderte.

Herzog Maximilian, Graf Boucquoi, noch krank, von zwei Offizieren gestützt, Tilly, Balthasar Verdugo, Pappenheim, Wallenstein und andere Feldobersten traten aus dem Gezelt von Tannenzweigen, in dem sie versammelt gewesen, hervor. — Maximilian sah sehr er-

*) Historisch.

eifert aus; Boucquoi finster; Tilly's Züge waren wie von Erz; doch sein Auge rollte und spähte blitzend nach allen Seiten; Wallenstein schritt ernst vor sich hin, aus seinem festen ruhigen Angesicht war nichts zu lesen; er sah sich immer gleich; auch Pappenheim war verschlossen.

„Um zehn Uhr also, Graf Boucquoi, versprecht Ihr, daß Euer Fußvolk hier ist?" sagte der Herzog zum Feldmarschall.

„Um zehn Uhr!" lautete die Antwort. — „Dann werden wir hoffentlich sehen können, was wir thun", setzte er mißlaunig halb für sich hinzu. „Graf Wallenstein", redete er diesen an, „zieht Euch mit Euren Kürassieren sogleich rechts ab bis auf die Straße von Eger. Dort erwartet weitern Befehl!"

Wallenstein beugte das Haupt bejahend, wandte sich um und bestieg seinen Rappen, mit dem ein Diener schon auf ihn wartete.

„Hauptmann Herberstein", wandte sich Boucquoi zu einem der Offiziere, die ihn führten. „Ihr laßt drei Reiter mit guten Pferden aufsitzen, die über Neuhof hinaus auf der Straße nach Kladno bis an die Hostaue den Infanteriecolonnen entgegenreiten. Sie haben an die Obersten Tieffenbach, Preuner, Fuchs und Fürstenberg den Befehl zu bringen, daß sie den Marsch beschleunigen."

Herzog Maximilian hatte indeß leise mit Pappenheim und Tilly gesprochen. „Also den äußersten linken Flügel, Generallieutenant, und um zehn Uhr in voller Schlachtordnung", sagte er zum Letztern.

Tilly verbeugte sich stumm und wandte sich links. Er schritt auf seinen Schimmel zu, mit dem ein Knecht am Saume des Gebüsches hielt.

Pater Thyßta und Dominicus kamen ihm entgegen;

er zog, indem er vorübergehen wollte, ehrfurchtsvoll den Hut vor den beiden Geistlichen.

„Ich bitte Euch, verweilt noch einen Augenblick, Herr Generallieutenant", sprach Thyßka, der ihn von München her kannte, stehen bleibend, „Pater Dominicus und ich, wir möchten ein Wort an Se. herzogliche Gnaden richten, bei dem uns Eure Gegenwart, Herr Graf, hochwichtig wäre."

Tilly grüßte zustimmend. Während dessen war Pater Dominicus näher zum Herzoge getreten, welcher noch mit Boucquoi, der sich nach seiner Sänfte führen ließ, im Gespräch war. Indem der Graf einsteigen wollte, sagte ihm der Herzog: „Wenn Ihr Eure Wunde nur nicht verschlimmert, Herr Feldmarschall, Ihr schont Euch wahrlich zu wenig."

„Eher zu viel", antwortete Boucquoi; „allein ich versichere Ew. herzoglichen Gnaden, ich werde in der Schlacht — wenn es dazu kommt", betonte er nachdrücklich, „nicht fehlen. Ich bediene mich jetzt noch der Sänfte, um nachher desto sicherer zu Pferd zu sein. Sorgt also deshalb nicht, Herr Herzog!"

Maximilian wollte eben antworten, als der Pater Dominicus ihn antrat. Sein Auge sprühte Funken, seine Wange erglühte, jede seiner Mienen verrieth eine innere Wallung, die an Verzückung grenzte.

„Ruhmreicher Herzog, tapferer Feldherr", redete Dominicus beide Feldherren an, „Beschützer der Kirche, Waffenträger des Glaubens! Laßt mich das Wort zu euch reden, das der Geist mir eingegeben!"

„Sprecht, ehrwürdiger Vater! Mit Ehrfurcht hören wir Eure Rede!" entgegnete Maximilian staunend und nahm den Federhut vom Haupte.

„Tretet näher ihr Feldherren und Führer", rief Dominicus mit lauter Stimme, von Eifer entzündet, im gebie-

tenden Tone und blickte im Kreise umher. „Vernehmt, was Gottes Mund aus mir spricht!"

Alle, obwol schon im Fortgehen begriffen, wandten sich zu dem Redner um, in der Haltung der Ehrfurcht, mit welcher allen Geistlichen im Heere, selbst von den höchsten Feldherren begegnet wurde. Tilly näherte sich Thyßka's Seite. Verdugo, der schon einen Fuß in den Bügel seines andalusischen Rappen gesetzt hatte, zog ihn zurück und trat gleichfalls heran. Pappenheim folgte ihm. Nur Wallenstein hatte sich schon weiter entfernt und blickte sich auch nicht einmal um.

Die nächsten Gruppen der gelagerten Krieger, meist wach, waren schon auf die Bewegung der Geistlichen, von denen mehrere dem Pater Dominicus und Thyßka gefolgt waren, aufmerksam geworden. Einzelne der Leute hatten sich erhoben und gingen den frommen Brüdern mit lauschender Neugier, doch in ehrerbietiger Entfernung nach.

„Tretet näher auch ihr, tapfre Kämpfer!" rief Dominicus ihnen zu. „Der Wink des Allmächtigen gilt auch euch, jeder von euch ist ein Werkzeug seiner Macht! Du Hort des Glaubens, gottgeweihter Fürst, ihr ruhmgeborene Feldherren, ihr Tapfern Alle, die ihr das Schwert führt zum Schutze des Glaubens! Folgt mir nach zu jener Höhe, daß ich euch das Feld zeige, wo eure Siege den Namen Gottes verherrlichen sollen. Auf, folget mir und diesem heiligen Zeichen!"

Er zog ein Crucifix, das er im weiten Gewande trug, hervor, hob es hoch empor und schritt einer wenige Hundert Schritte entfernt liegenden, waldentblößten Anhöhe, die einen Blick über die Landschaft darbot, zu. Der Strom folgte. *)

---

*) Historisch.

Herzog Maximilian winkte seinem Fahnenträger. Dieser erhob die Fahne mit dem Muttergottesbilde, die vor dem Zelte stand, und ging damit zunächst hinter Pater Dominicus her. Dicht an ihr folgte der Herzog. Boucquoi von seinen Begleitern gestützt, Tilly, Verdugo und Pappenheim, alle die andern Obersten, die Geistlichen, die Krieger schlossen sich dem Zuge an. Er wuchs mit jedem Schritte.

Der Funke war zündend in jede Brust gefallen. Thyßka rief die auf der andern Seite des Herzogszeltes Lagernden auf; die Soldaten selbst wiederum ihre weiter abseits gelagerten Waffengefährten. Ein Trompeter ließ, ohne Geheiß, das Versammlungssignal ertönen, daß es weit durch die Morgenstille schallte. Der ganze Wald wurde lebendig, im Blachfelde davor wimmelten die Gestalten durcheinander.

Dominicus hatte die Höhe erreicht und stieg auf ein droben liegendes Felsstück; Thyßka und die übrigen Geistlichen umschlossen ihn in dichter Gruppe. Der Herzog und die Feldherren traten ihnen gegenüber, die nachwallenden Schaaren sammelten sich in immer dichter anschwellendem Kreise ringsum. Als die ganze Höhe Kopf an Kopf gedrängt mit Kriegern erfüllt war, winkte der Pater mit der Hand und tiefe, feierliche Stille trat ein, jedes Ohr lauschte.

„Dort“, rief der Begeisterte, „vom Zorngewölk des Himmels verhüllt, liegt die heilige Stadt, die ihr wiedererobern sollt, wie einst die Kreuzfahrer Jerusalem! Sie liegt in Banden frevlerischen Götzendienstes gleich der heiligen Stadt Zion, die da war in der Hand der Ungläubigen! Befreien sollt ihr sie von dem Joch der Schmach, daß wir herstellen die umgestürzten Altäre und reinigen die befleckten Tempel! — Zu solcher großen That hat euch der Allmächtige ersehen! Zögert nicht, das Werk zu voll=

bringen! Ein Traumgesicht, das mir der Himmel gesandt, hat mir des Herrn Willen kund gethan! Die Mutter Gottes trat hin vor mich, wie ihr sie auf dieser heiligen Fahne erblickt!" — Er nahm dem Träger die Fahne aus der Hand und hob sie hoch empor; sie flatterte entrollt im Morgenwinde, daß Aller Augen das Bild der Mutter Gottes schauten. „Aber nicht so sanft und lächelnd blickte sie auf mich nieder", fuhr Dominicus fort, „wie sie von diesem Heeresbanner auf uns herniederblickt! Schmerz lagerte auf ihrer Lippe, Zorn brannte in ihrem Blick! «Was säumt ihr zu vollbringen das göttliche Geheiß?» rief sie mir zu! «Die Kirchen sind entweiht in der sündigen Stadt! Die Gebeine der Heiligen verstreut, mein Bild in den Staub getreten, das Crucifix, das den Heiland, meinen Sohn, trägt, zerschmettert! Das Haupt der Fluchbeladenen erhebt sich wie das des Drachens und fordert die Blitze des göttlichen Zorns herab! Euch sendet der Herr, seine Rache zu vollziehen! Säumet nicht!» — — So rief die Himmlische mir zu, und im feurigen Glanz schwebte sie aufwärts den Wolken zu!"

In trunkener Verzückung, beide Hände emporhebend, in der linken die Fahne, in der rechten das Crucifix, richtete er das Auge gen Himmel, als schwebe die heilige Erscheinung noch über ihm. Die tiefste Stille herrschte in dem Kreise der Krieger ringsum.

„Des Himmels Fügung", fuhr er, wie aus seiner Verzückung erwachend, ruhiger fort, „hat euch gerade heut hierher geführt, am Tage des Herrn, am heiligen Sonntage! Ihr sollt nicht thun die Arbeit der Welt an diesem Tage, das ist Sünde! Allein ihr sollt thun die Arbeit Gottes! Merket wohl auf, wie der Herr zu euch redet durch meinen Mund. Welches ist das Evangelium, das

heut gepredigt wird? Es lautet: «Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.»" *)

„Was aber ist des Kaisers?" rief er, höher und höher erglühend. „Die Macht und die Ausübung der Gerechtigkeit auf Erden. Entrissen ist sie ihm von aufrührerischen Banden! Ihr sollt sie ihm zurückgeben! Auf daß er wiederum walte, ein Hort der Wahrhaftigen! Blicket dorthin! Seht! Ein matter Purpurstreif nur schimmert düster durch das Nebelgewölk! Wie die Morgensonne verhüllt ist von trüben Schleiern, so trauert die heilige Kirche, daß sie verdunkelt wird von dem Frevel der Abtrünnigen! Daß die Macht ihres Beschirmers in Ketten gebunden ist von Aufrührern und Abgefallenen! Heut sollt ihr diese Ketten sprengen! Heut sollt ihr zurückgeben dem Kaiser, was des Kaisers ist! Darum hat der Herr euch hierher geführt am Tage seines Evangeliums, auf daß ihr erfüllet das Wort Christi! — Fürchtet nicht die Schlacht, fürchtet nicht den Tod! Auserwählte sind Die, welche ihr Lebensblut hingeben, denn aus der Dornenkrone des Todes wird ihnen die Rosenkrone des ewigen Lebens aufblühen!"

„Seht, seht", rief er in noch höher auflodernder Begeisterung und zeigte gen Osten: „Der Himmel lässet leuchten seine Wunder vor euch! Es öffnen sich seine goldenen Thore der Pracht! Die Pforten, in die ihr eingehen sollt! Seht, seht! Dorthin!" rief er nochmals.

Seine Züge verklärten sich, sein Blick flammte in heiliger Verzückung. Er wandte das Antlitz gen Osten; plötzlich wurde er überstrahlt vom Purpurstrom der durch das Gewölk brechenden Sonne.

---

*) Historisch.

„Der Sturm des Herrn verjagt die Gewölke der Nacht, und seine Sonne leuchtet euch zum Siege!“ rief er laut.

„Auf! Stürzt euch in die Bahn des Heils! Des Kaisers Streiter sind die Streiter Gottes! Denn er waltet an seiner Statt auf Erden! Auf! Erkämpft dem Kaiser, was des Kaisers ist!“

Der Morgenwind wehte über die Felder, das Gewölk theilte sich, die Sonne trat glänzend hervor; über den Kreis der Hörer, über den ganzen Wald ergoß sich ihr Lichtstrom. Und als die Krieger das Auge gen Osten, nach Prag wandten, leuchtete der Dom der Schloßkirche auf dem Hradschin in goldener Morgenglut auf dem finstren Gewölk, das sich hinter ihm thürmte.

Da ergriff die Versammelten die Flamme der Begeisterung. Der fanatische Jubelruf theilte die Lüfte: „Dem Kaiser, was des Kaisers ist!“ *) Sie stoben auseinander zu den Waffen; die Signale schmetterten, die Feldherren schwangen sich zu Pferd, Maximilian, ritterlich gewappnet, durchsprengte das ganze Lager.

Ueberall hin durchströmten es auch die Brüder Jesu und predigten das Evangelium weiter und fachten die entzündete Glut immer höher an.

Bald stand das ganze Heer unter Waffen kampfbereit. Bevor die Morgensonne, die jetzt über den Zinnen des Hradschin schwebte, in der Mittagshöhe stand, sollten die ersten dumpfen Donnerschläge den Beginn der Schlacht bezeichnen, die Böhmens furchtbares Verhängniß entschied.

---

*) Historisch.

Siebenundzwanzigstes Buch.



Neuntes Capitel.

Leander von Rippell wartete schon seit dem frühen Morgen im Vorzimmer des Königs. Scultetus war bei demselben. In der letztern Zeit hatte dieser geistliche Rath ein so großes Uebergewicht über die weltlichen Räthe erlangt, daß seine Vorschläge fast allein Eingang bei dem Könige fanden. In allen wichtigen Entscheidungen folgte Friedrich ihm; Camerarius schmiegte sich den Umständen geschickt an und pflichtete meist Dem bei, was Scultetus wollte. Rippell beharrte in seiner treuen Rechtlichkeit und — stand wenig in Gunst!

Die letzten Monate hatten die Gesundheit des alten redlichen Dieners schwer erschüttert; sein Haar war völlig gebleicht, seine Züge vergrämt und abgemagert. Nur mit der größten Mühe errang er sich die Kraft, seine vielfachen und schweren Arbeiten zu vollenden. — Das würde er mit Heiterkeit getragen haben. Allein, daß sein König, wenn er ihm auch nicht das Vertrauen entzog, denn dazu war ihm Rippell's Charakter zu durchgeprüft, doch alle Neigung zu ihm verloren hatte, das schmerzte ihn tief! Noch tiefer der allgemeine Zustand der Angelegenheiten, der ihm einer schreckenvollen Lösung entgegenzugehen schien!

Rippell war in ein Fenster getreten, welches die Aussicht über einen Theil des Hradschin und der Altstadt gewährte. Seine Gedanken schweiften hinüber nach der Heimat, nach dem schönen Heidelberg! „Ach“, seufzte er leise vor sich hin, „wie anders war es dort! Und jetzt wird die Geisel des Kriegs auch über diese friedlichen Bewohner geschwungen! — — O, hätte damals der Kurfürst auf mein Wort gehört! Hätte er der Verlockung, König zu sein, widerstanden! Ist er denn glücklicher gewesen, seit er aus den Fenstern dieses prachtvollen Schlosses auf die stolze Stadt herniederblickt, die er sein nennt, und die doch nicht sein ist! Heidelberg, unser blühendes Amberg, die Ober- und die Unterpfalz — diese Städte, diese Länder gehörten ihm, denn dort gehörte ihm jedes Herz! Wer liebt ihn hier in Böhmen? — Ich fürchte, Wenige — Keiner!“ — Er legte bei diesem Gange seiner düstren Gedanken die Hand auf die gefurchte Stirn und stützte das sorgenvolle Haupt. Wohl erkannte er es, daß Friedrich den Böhmen keine der Hoffnungen, die in ihn gesetzt waren, erfüllt hatte; daß er in unbegreiflichem Wahn- und Leichtsinn, verleitet durch den eitlen Sinn der Königin und durch Scultetus' finstren Eifer, die Keime der Liebe und des Vertrauens, die bei seinem ersten Betreten des Bodens so reich hervorsproßten, zertreten hatte, statt die Saat zu Wachsthum und Frucht zu fördern! — —

„Wankelmüthig“, dachte er weiter, „sind die Böhmen! Die Hälfte war dem Könige schon feindlich, als er kam, und heuchelte nur Liebe aus Furcht vor den Gegnern. Wendet sich sein Glück, so werden sie Alle abfallen .... sie sind schon abgefallen, denn es hat sich schon gewendet! Er allein sieht es nicht! Noch immer träumt er von stolzen Gipfeln, zu denen seine Wege ihn leiten, und sieht

nicht, daß sie auf den Abgrund zuführen, sieht nicht, wie nahe er droht — daß vielleicht der nächste Schritt .... Und dann? ....“

Der Redliche hielt die Arme über der Brust gefalten und blickte auf den Boden nieder; eine schwere, heilige Thräne tropfte von seinen grauen Wimpern herab. — „Und dann wird ihm nicht ein Herz getreu bleiben! — Ja!“ rief er endlich laut aus, „eins wird ihm getreu bleiben, und gälte es den Tod für ihn zu leiden!“

Scultetus trat aus dem Gemach des Königs. Sich aufblasend in seinem geistlichen Stolze, jedoch eine dünkelhafte Herablassung erkünstelnd, ging er durch das Zimmer auf Rippell zu.

„Guten Morgen, mein theurer Herr Rath“, redete er ihn mit gemachter Ueberfreundlichkeit an, „Ihr habt wol schon längere Zeit hier geharrt? Ja, ich hatte dem Herrn wichtige Dinge vorzutragen. Wir leben in bedeutungsvollen Tagen, wo des Himmels Macht und Ruhm sich mehr und mehr an uns verherrlichen wird! Ich habe mit Sr. Majestät von meiner heutigen Predigt in der Schloßkirche gesprochen. Sie soll mit Donnerworten das Haupt der stolzen Feinde treffen! Ihr werdet doch in die Kirche kommen, mein würdiger Freund?“

„Wenn es die schweren Geschäfte mir gestatten“, erwiderte Rippell.

„Sie müssen! Sie müssen! Gottesdienst geht vor Herrendienst!“ rief Scultetus salbungsvoll. „Ihr dürft Euch nicht abhalten lassen, die Predigt zu hören; der himmlische Vater wird, wenn wir ihm unsere Zeit und Kraft weihen, unser gebrechliches Menschenwerk schon verwalten! Ihr müßt kommen, lieber Rath!“

„Mein Herz kennt kein größeres Verlangen, als sich

in Vertrauen und Demuth zu meinem Herrgott zu wenden", antwortete Rippell mit echter Frömmigkeit.

„So hoffe ich Euch zu sehen, Herr Rath", versetzte Scultetus, grüßte herablassend und ging. Rippell hatte während dessen seine Acten genommen, um zu dem König einzutreten.

„Doch noch eins!" wandte Scultetus sich um. „Ich habe mit Staunen, und ich darf wol sagen, mit Betrübniß, ja, vergebt es mir, theurer Freund, mit wahrhaftem Aergerniß an der Sache, vernommen, daß auch hier zu Prag in Eurem Hause die Tochter des ungottesfürchtigen, den reinen Glauben verschmähenden Mannes wohnt, den des Herrn Hand vor Jahr und Tag so sichtlich geschlagen! Die Tochter des Gastwirths Walter aus Neckar-Steinach meine ich. Fürchtet Ihr nicht, würdiger Freund, wenn Ihr solchen mit Fluch Behafteten Obdach in Eurem Hause gebt, daß sich des Himmels Rache auf Euch selbst wenden werde?"

„Ich hoffe, Hochwürden, Gott der Herr in seiner Liebe wird es mir nicht zum Frevel anrechnen, daß ich eine Waise in mein Haus genommen, die einen züchtigen, frommen Wandel führt."

„Fromm? Hat sie sich etwa reuig bekehrt? Ich wüßte doch nicht ..."

„Vergebt, Hochwürden, ich darf nicht länger weilen, Se. Majestät würden ungehalten werden", sagte Rippell ablehnend, verbeugte sich und ging, seine Schritte beschleunigend, in das Gemach des Königs.

Scultetus eiferrothes Angesicht röthete sich noch höher durch den geistlichen Unwillen beim Empfang dieser Antworten Rippell's und wegen seines kurzen Abbrechens. Indessen eiferte er nur schweigend, seinen Verdruß zurück-

haltend, und verließ in hochmüthiger Haltung das Gemach auf der entgegengesetzten Seite.

Nippell war in das Arbeitszimmer Friedrich's getreten und verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor seinem Gebieter.

„Es ist schon fast zu spät, lieber Nippell", redete ihn der König an, leicht von seinem Sitz am Arbeitstische aufblickend. „Ich hatte Wichtiges mit dem Oberhofprediger zu verhandeln. Das hat mir viel Zeit genommen."

„Es sind nur einige überaus dringende und wichtige Vorlagen ..."

„Ja, ja, ich weiß schon", unterbrach ihn der König lächelnd, „Ihr habt stets wichtige und dringende Vorlagen! Nun, gebt nur her, ich will rasch unterzeichnen, was Ihr irgend habt. — Ich sehe Euch heut bei der Tafel, lieber Nippell?"

„Bei der Tafel?" fragte der Rath, fast des Worts nicht mächtig vor Erstaunen.

„Hättet Ihr noch keine Einladung erhalten? Ich habe große Hoftafel heut befohlen.*) Die Einladung muß schon bei Euch liegen."

„Allergnädigster Monarch", entgegnete der alte Mann zitternd, „der Feind steht fast vor den Thoren — wir dürfen jede Stunde einer Schlacht hart an den Mauern Prags gewärtig sein!"

„Nein, nein — damit hat es gute Zeit", antwortete der König. „Graf Hohenlohe läßt mich versichern, daß der Feind nicht daran denken kann, uns in unserer Stellung anzugreifen. Er mag vor unserem verschanzten Lager liegen und erfrieren, oder vor Hunger umkommen. Deshalb wollen wir indessen nicht hungern! Um zwölf Uhr

*) Historisch.

also, nach dem Gottesdienst, sehen wir uns bei Tische, lieber Rippell", sagte er und schob ihm die unterzeichneten Actenstücke zu.

Der Rath erblaßte, bebte, faßte sich aber wieder und versuchte, weil er es für seine unerläßliche Pflicht hielt, noch ein Wort: „Den Meinungen anderer Führer zufolge würde die Schlacht heut höchst wahrscheinlich sein, und ich hätte vorzüglich Ew. Majestät den Vorschlag zu machen, auf jeden möglichen Fall die wichtigsten Kleinodien und Documente zu sichern."

„Ich glaube, Ihr träumt am hellen Morgen, Rippell", antwortete Friedrich halb lächelnd, halb unwillig. „Wir sehen uns wieder, wenn Ihr vollends erwacht seid, um zwölf Uhr!" brach er kurz ab und stand auf.

„Ew. Majestät entschuldigen gnädigst", stotterte der ganz Niedergeschlagene, der kaum die Thränen zurückhalten konnte, „ich befinde mich so unwohl — die letzten Tage waren so schwer an Arbeit, und dennoch ist noch soviel zu thun, ich würde unterthänigst bitten ...."

„Nun, nun", fiel ihm Friedrich sich umwendend ins Wort, „Ihr sollt nicht gezwungen sein, lieber Rath. Ihr waret von jeher kein Freund der Geselligkeit. Die Kirche werdet Ihr aber doch nicht versäumen. Doctor Scultetus wird eine wahre Feuerrede halten!"

Ehe Rippell antworten konnte, hatte sich die Thür zu den Gemächern der Königin geöffnet und diese selbst trat ein. Sie unterbrach absichtlich fast jedesmal die Vorträge Rippell's, sobald sie nur wußte, daß er beim König sei.

„Eh bien — my dearest", sagte sie, Französisch und Englisch mischend, wie sie oft that, und fuhr dann, mit einem Blick auf Rippell, deutsch fort: „Ich glaube, es ist Zeit, Ew. Majestät, daß wir uns in die Kirche begeben."

Rippell's ehrfurchtsvolles Verbeugen erwiderte sie wie immer nur mit einem lässigen Kopfnicken. Der Rath war ihr stets unbehaglich. Seine sorgenvolle Miene schüttete bittre Tropfen in den Kelch ihrer Freuden. Sie drang doch vielleicht mit ernstem Vorwurf in ihr Herz ....

Friedrich ging ihr sehr freundlich entgegen und sagte: „Du hast sehr Recht, meine Liebe, es ist hohe Zeit.“ Mit diesen Worten reichte er ihr den Arm und Beide verließen das Gemach.

Rippell stand wie in den Boden gewurzelt; seine Füße versagten ihm die Kraft sich zu entfernen, und fast die, ihn zu tragen. Er hielt sich an den Lehnsessel des Königs, schöpfte einige Augenblicke tief Athem, zog das Tuch, fuhr sich über die Augen und Stirn damit, und wankte mühsam hinaus.

Als er aus dem Portal des Schlosses trat, stand er der Domkirche gegenüber. Die Menge drängte sich schon in dichten Schaaren an der Eingangspforte. Doch es war ein besorglicher Anblick. Denn die Bewohner Prags theilten die Sorglosigkeit und die leichtsinnige Zuversicht des Königs nicht. Sie wußten, daß das vereinigte Heer der Liga und des Kaisers dicht vor den Thoren stehe; sie sahen einer Schlacht entgegen, deren Ausgang die Hauptstadt in die Hand des Gegners liefere, sie allen Schrecken des Kriegs preisgeben konnte. Die Gesinnung unter den Bürgern schwankte. Keiner traute dem Andern. Die eifrig Katholischen hofften, die treu Evangelischen fürchteten; die Wankelmüthigen beider Parteien waren zum Abfall bereit; Alle sorgten! So drängte es Jeden in das Haus Gottes, um mit bangem Flehen sein Schicksal in die Hand des Allmächtigen zu legen. Alle Kirchen Prags waren mit Betenden dicht gefüllt. Selbst in die Schloßkirche, nach der Zer-

störung ihrer Heiligthümer nur von Denen besucht, die dem streng calvinistischen Glauben anhingen, drängten sich heut noch Tausende von Andern, die ihre Seele trieb, an gewohnter, wenngleich entweihter Stätte zu beten. Freilich betraten sie den ehrwürdigen Dom mit Trauer! Kein erhabner Glockenton lud zum Gottesdienste ein! Es schauerte sie leis vor dem Anblick, der ihrer im Innern wartete. Wohl wußten sie es, daß kein würdig geschmückter Altar mehr zu schauen war, auf dem die heiligen Gefäße in Gold und Silber schimmerten! Sie waren zu Hof abgeliefert! *) Nackte Tische mit dürftigen Holzgefäßen standen jetzt an nackten Wänden, welche kein die Seele erhebendes Bild, kein Crucifix mehr schmückte.

— — Traurig schaute Rippell auf die stumme, dunkle Masse, die sich langsam durch die Pforte in die Kirche zog. Die meisten trugen Trauerkleider; die Frauen sahen bleich, verweint aus; auf der Stirn der Männer lagerte die Wolke der ernstesten Besorgniß.

Dennoch drängte es Rippell, sich dem Zuge der Kirchgänger anzuschließen. Er hieß den Amtsdiener, welcher mit den Papieren hinter ihm ging, dieselben in die Kanzlei tragen und nach Hause gehen, um seine Tochter wissen zu lassen, daß er erst nach der Kirche zurückkehren werde.

Mit gebeugtem Haupte und schwer gebeugtem Herzen trat er in die hohen Domgewölbe ein. Im halbdunklen Eingang streifte er an einem Manne in schwarzer Kleidung hin, sie blickten einander an .... es war der Kanzler Wenzel von Budowa! Sie hatten sich in dem verwichenen Jahre wenig, fast gar nicht gesehen, da Wenzel hauptsächlich in Mähren beschäftigt gewesen war. Erst seit einigen

*) Historisch.

Wochen war er nach Prag zurückgekehrt, wo ihm nebst Otto von Loß das Amt der Kronbewahrung aufgetragen war, indem die Krone und die Reichsinsignien sich gegenwärtig nicht in Karlsstein, sondern um mehrerer Sicherheit willen in Prag befanden. — In dem Drange der Ereignisse und der Geschäfte hatten die befreundeten Männer einander noch nicht aufsuchen können. Jetzt führte sie der Zufall im ernsten Augenblick zusammen.

Ein schmerzlich freudiger, halblauter Ausruf ertönte von Beider Lippen, als sie sich erkannten.

„So sehen wir uns wieder!“ sprach Rippell leise seufzend, indem er dem Kanzler die Hand drückte. „Ach, an welche Stunden erinnert mich Euer Anblick, Herr Kanzler! O, wäre damals mein Wort beherzigt worden!“

„Meint Ihr, daß es so ganz übel stehe?“ flüsterte der Kanzler. „Noch ist ja nichts entschieden! Wenngleich es, wie ich glaube, auch so weit nicht hätte kommen sollen!“

„Gewiß nicht, gewiß nicht! Niemals durfte es so weit kommen!“ entgegnete Rippell ebenso; „Gott wende das Schlimmste ab!“

„Ich habe noch Hoffnungen! Unser Heer ist stark, besser gepflegt und gerüstet als das der Gegner! Prag ist fest! Wenn nur Muth und Entschlossenheit nicht fehlen, könnte es leicht kommen, daß Maximilian mit seinen Kriegern eher verdirbt vor dieser Stadt, als daß sein Fuß sie betritt. — Wißt Ihr etwas Neues vom Lager?“

„Nur daß der Feind dicht nachgerückt ist, daß seine Leute sich in der Frühe auf den Höhen dem Weißen Berge gegenüber gezeigt haben“, antwortete Rippell.

„Man glaubt nicht, daß er einen Angriff wagen werde auf die feste Stellung unseres Heeres. Doch sollen die Verschanzungen nicht fertig sein“, bemerkte der Kanzler.

Rippell machte eine Bewegung, die ein trauriges „Nein!“ ausdrückte.

„Nahe kann die Gefahr nicht drohen, sonst wäre der König nicht hier!“ fuhr Wenzel fort. „Ist er doch bisher beim Heere gewesen, als man noch zu Rackonitz der Schlacht gewärtig war. Und jetzt ist er ruhig im Schloß. Sogar zur Tafel bin ich heut geladen!“

Rippell schwieg tief bekümmert.

Es entstand eine Bewegung in der Kirche, die Blicke wandten sich sämmtlich nach einer Richtung. Der König und die Königin erschienen. *) In ihrem Gefolge viele glänzende Herren und Damen vom Hofe; auch mehrere englische Lords, die immer noch als Abgesandte König Jakob's I. in Prag waren und großen Einfluß übten.

„Diese Engländer“, sagte der Kanzler leise zu Rippell, „sind mir nicht sehr willkommen. Auch Karlsstein ist von Engländern besetzt! Zum Glück ist die Krone mit den Insignien hier. Ich werde sie nicht verlassen und sollte ich auf meinem Posten sterben!“

Rippell drückte ihm stumm die Hand.

Indeß hatten der König und die Königin ihre Plätze eingenommen, der Hofstaat, der sie begleitete, setzte sich gleichfalls. Scultetus erschien auf der Kanzel in einem schwarzen, weiten Talar. Mit selbstgefälligen Blicken schaute er aus seinen wohlgenährten, stolz behaglichen Zügen ringsum in die gefüllte Kirche. Dann erhob er die Hände und sprach mit salbungsvollem Tone: „Demüthiget euch vor dem Herrn! Groß ist seine Güte und Gnade, doch schwer sein Zorn! So fallet nieder auf eure Knien und bekennt, daß ihr allzumal Sünder seid vor dem Angesicht des Ewigen! Sonst

*) Historisch.

wird sein Verhängniß euch treffen und seine Hand euch schlagen!"

Mit diesen Worten kniete er nieder; der König und die Königin und die ganze Gemeinde folgte seinem Beispiel. Die stumme Andacht war eine erhebende. Als aber der eitle Diener Gottes sich wiederum in Worten ergoß, die in widerspiegelnder Selbstgefälligkeit den Stolz auf seine eigene Demuth prunken ließen, da schnürte es das einfache, redliche Herz Rippell's zu, und er sagte leise zum Kanzler:

„Ich gehe, werther Herr, daheim in meiner stillen Klause mein Herz zu Gott zu erheben und um seine Gnade zu flehen. Wir werden sie nöthig haben! Lebt wohl! Mich dünkt, Jeder müsse jetzt sein Haus beschicken."

Er wollte gehen.

„Kommt Ihr nicht zur Tafel des Königs?" fragte der Kanzler und hielt die dargereichte Hand mit warmem Drucke fest.

„Ich habe mich entschuldigt — ich vermöchte es nicht — in solcher Zeit! .... Lebt wohl!"

Er machte sich los und ging rasch. Eben erhob Scultetus wieder seine Stimme, aber in solchem salbungsvollen Eifer, daß es auch den Kanzler mit äußerstem Widerwillen berührte. Er verließ die Kirche gleichfalls. Es schienen Viele diese Stimmung zu theilen, denn mit leisem Schritt, um nicht zu stören, folgten immer mehrere der Zuhörer, die ihre Andacht nicht erregt, sondern verscheucht fühlten durch den dünkelvollen Redner.

Draußen vor der Kirchthür auf dem Platze hatte sich eine Schaar von Männern und Frauen versammelt, die mit unheimlich leisem Geflüster und Murmeln einander ihre Befürchtungen mittheilten, die sich in den Gesichtszügen Aller ausdrückten. Budowa war kaum durch sie hindurch-

geschritten und befand sich auf einsamerm Raume des tief stillen Platzes, als der dumpfe Donner eines fernen Schusses herüber durch die nebelerfüllten Lüfte hallte.

Die Schlacht hatte begonnen!

Zehntes Capitel.

Draußen entrollte sich das Schlachtgemälde. Im Sturme der Begeisterung waren die Schaaren Maximilian's der Fahne der heiligen Jungfrau gefolgt. Jetzt mußte der brausende, wilde Strom, wie er aus dem Walde hervorquell, geleitet und gehemmt werden. Jeder Truppentheil sammelte sich zu seiner eigenen Fahne und Standarte; die Hauptleute ließen die Mannschaften antreten und reihten die Glieder zu geschlossenen, dichten Abtheilungen. Herzog Maximilian sprengte, von Tilly und Verdugo begleitet, am Waldsaum hinunter. Er ritt ein hellbraunes Roß von englischer Zucht, stolz an Wuchs, leicht gebaut, mit langen, flatternden Mähnen. Tilly saß auf seinem kleinen Schimmel.

Auch Boucquoi hatte sich jetzt, trotz seiner Wunde im Schenkel, zu Pferd gesetzt. Ein spanischer, hochwüchsiger Apfelschimmel, ein starkes Roß, trug den vollgebauten stattlichen Reiter, der die Körperschmerzen mit der Gewalt des Willens bezwang; ein eiserner Mann, des Kriegs in jeder seiner strengsten Anforderungen gewohnt. Neben ihm ritt auf seinem andalusischen schwarzen Hengst Oberst Balthasar Verdugo; eine hagere blasse Gestalt. Unter der hohen

schmalen Stirn rollte er ein paar tiefliegende schwarze Augen; sein langes verknöchertes Gesicht mit gekrümmter Nase und scharfem Kinn wurde durch einen spitzen, eine Hand lang herabhängenden Bart noch verlängert.

Auf einer Anhöhe hielt Herzog Maximilian sein Pferd an. Die Generale und Obersten sammelten sich um ihn. Ein Dorf, Russin, dehnte sich in der Thaltiefe vor ihnen aus. Dahinter stieg das Land etwas steiler an zu einigen Vorhöhen, die die äußersten Ausläufer des Weißen Berges bildeten. Auf der Höhe desselben gewahrte man das böhmische Heer, das sich in Schlachtordnung stellte. Es war neun Uhr Vormittags; die Nebel hatten sich meist gesenkt, doch einzelne Gewölke lagerten noch in den Schluchten und dampften aus den Waldstrecken auf, sodaß ein ganz freier Ueberblick noch nicht zu gewinnen war.

„Was meint Ihr, Graf Boucquoi", begann der Herzog, „wir lassen die Leute hier in Fähnlein zusammentreten, gehen durch das Dorf und stellen uns jenseit in Schlachtordnung auf. Graf Tilly wird mit den bairischen Truppen den linken Flügel einnehmen, Ihr selbst, Graf Boucquoi, den rechten bis auf die Straße nach Eger. Wenn Euer Fußvolk heran ist, beginnen wir den Angriff gegen die rechte Flanke der Böhmischen."

„Vergebt, Herr Herzog", antwortete Boucquoi, nachdem er sich mit scharfen Blicken rings umgesehen, „ich würde anrathen, daß wir uns hier auf diesen Abhängen in Schlachtordnung stellten und das Dorf vor uns behielten. Den Rücken deckt uns der Wald, unsere Flanken die tiefen Thalschluchten von beiden Seiten und vor der Front sichert uns das Dorf. Der Feind kann uns nirgends angreifen."

„Zur Vertheidigung könnten wir keine bessere Stel

lung wählen, Graf Boucquoi", entgegnete der Herzog, „allein wir müssen angreifen! Ihr habt das ja schon zugegeben", setzte er, da Boucquoi misbilligend den Kopf schüttelte, drängend hinzu.

„Nach genauerer Ueberlegung und wie ich jetzt bei hellem Tageslicht das Schlachtfeld vor uns sehe, bin ich der Meinung, daß wir heut noch nicht angreifen", sagte Boucquoi mit ruhigem Ton. „Die Leute sind zu ermüdet; Ew. Gnaden Truppen haben sich kaum zwei Stunden ausgeruht nach dem schweren Nachtmarsch, und die meinigen werden keinen Augenblick der Ruhe haben. Wie sollen sie, so entkräftet, jenseits die steilen Höhen stürmen, wo der Feind bis an die Zähne verschanzt ist? — Wir verlieren die Hälfte unserer Mannschaft im Geschützfeuer und gewinnen nichts!"

„Ihr habt gesehen, Graf, wie feurig unsere Leute zum Kampf anstürmten!"

„Das ist der erste Augenblick, aber sie brauchen nachhaltige Kraft. Wenn sie jetzt in halbem Rausch losbrechen, ist nachher die Erschöpfung um so größer und die Niederlage gewiß."

„Wenn wir sie hier wiederum vierundzwanzig Stunden festhalten im schlimmen Wetter, kaum halbgesättigt, wird aller Muth niedergeschlagen!" rief Maximilian lebhaft.

„Der echte Soldat weiß auszudauern", sagte Boucquoi kalt.

„Nicht übers Maß, nicht über jede menschliche Kraft hinaus", entgegnete der Herzog mit steigender Ungeduld. „Was meint Ihr, Graf Tilly?"

Der Angeredete zeigte mit der Degenspitze nach dem feindlichen Heere hinüber und sagte kurz: „Angriff! — Für meine Leute sag' ich gut!"

„Oberst Verdugo?" fragte der Herzog.

„Ich muß gegen Euch stimmen, Graf Boucquoi", antwortete der Spanier. „Wir werden heut mehr im Vortheil sein als morgen. Die Höhen jenseits sind nicht so gar schroff, sie steigen mäßig an; so matt sind unsere Leute nicht, daß sie dort nicht hinauf könnten. Ich habe sichere Kundschaft", dabei strich er sich den schwarzen Bart, „daß die Verschanzungen Anhalt's schlecht sind und nicht fertig geworden."

„Wißt Ihr das so gewiß?" fragte Boucquoi.

„Meinen Degen zum Pfand, Herr Feldmarschall", antwortete der Oberst.

„Die Leute werden von den kleinen Bächen dort", sagte Boucquoi bedenklich und zeigte mit dem Degen nach der Linken, wo das Thal des Scharkabachs mit seinen kleinen Zuflüssen sich einschneidet, „einen steilen Marsch aufwärts zum Angriff haben."

„Nicht so gar steil, Herr Feldmarschall", versicherte Verdugo von neuem; „es sieht so aus von hier, allein ich habe mit Oberst Wallenstein schon darüber gesprochen, der die Gegend genau kennt. Der Berg steigt auch von dort nur allgemach an; Reiter und Fußvolk können in guter Frontbreite hinauf."

„Nun, so möge denn der Angriff dort geschehen. — Ich werde nicht fehlen", antwortete Boucquoi mit starker Stimme.

„So ist's recht, wackrer Graf, Ihr seid der Unsrige", rief der Herzog freudig.

„Ich überlege sorgfältig zuvor, höre gute Gründe ruhig an und handle dann rasch und zuverlässig!" antwortete Boucquoi. „Um zehn Uhr steht meine Schlachtlinie! Verlaßt Euch darauf, Herr Herzog!"

Mit diesen Worten gab er seinem Hengste die Sporen; das prächtige, feurige Thier warf den Kopf empor, schnaubte

aus den Nüstern und brauste durchs Feld, daß die Mähnen im Winde flatterten.

„Laßt zum Anrücken blasen“, befahl Maximilian.

Das ganze Gefilde vor dem Dorfe, welches sich vom Waldsaum niedersenkte, war schon mit den Gewaffneten erfüllt, die sich um ihre Fahnen gesammelt hatten. Wie eiserne Redouten bedeckten die Abtheilungen den Abhang. Der dichte Wald der Piken starrte senkrecht auf von den enggeschlossenen Vierecken; über den Lanzenspitzen wehten in der Mitte die Fahnen, stolz im Morgenwinde flatternd. Die dicht aneinander geschlossenen Männer in Harnischen und Schienen bildeten eine eherne Mauer ringsum; als die Sonne vorübergehend durch das graue Gewölk brach, leuchtete es hellblitzend von den Panzern und Helmen wider. Sowie das Schmettern der Trompeten durch das Feld erscholl, gerieth die schwarze eiserne Masse in Bewegung gleich einem düstren Meere, das der Sturm aufwühlt. Auf drei Bahnen ergoß sich der dunkle Strom gegen das Dorf hinab. Der eine umwallte es links, der andere rechts, der dritte brach mitten hindurch. Herzog Maximilian setzte sich an die Spitze des mittlern, damit er als Oberfeldherr den Blick nach beiden Seiten habe. Tilly führte die Schaaren, die sich links um das Dorf zogen, Boucquoi ordnete auf dem andern Flügel die Reiterei, da sein Fußvolk noch nicht heran war.

„Oberst Verdugo! bleibt hier an meiner Seite“, befahl der Herzog, „bis Euer Regiment heranrückt und die kaiserlichen Truppen sich auf dem rechten Flügel ordnen. Wer vertritt Euch?“

„Mein ältester Hauptmann, Graf Zuniga!“ war die Antwort.

„Ein Sohn des Ministers?“

„Sein Neffe, Ew. herzoglichen Durchlaucht zu dienen. Ein Kriegsmann, wie sein Oheim Staatsmann; mit dem Schwert, was dieser mit der Feder ist."

„Ein Ruhm ist des andern werth", entgegnete Maximilian.

Zwei Hauptleute und ein Trompeter folgten dem Herzog und dem Obersten.

„Wo habt Ihr das Deutsche so gut gelernt, Herr Oberst?" fragte diesen nach einigen Augenblicken der Herzog.

„Wir sind ja lange genug im Lande", antwortete dieser lächelnd. „Auch hab ich's schon von Jugend auf gehört; der Deutsche dient ja überall. Ich habe mit Deutschen in Spanien, in Frankreich und im Venetianischen zusammen gefochten. Und zumal in den Niederlanden ist ja Alles so gut wie deutsch!"

„Dort oben rechts von dem Dorfe rückt ja schon eine ganze Colonne Reiter vor? — Wer kann das sein?" unterbrach der Herzog den Obersten.

„Es muß der Oberst Wallenstein mit seinen Kürassieren sein, Hoheit, denn dort läuft die Straße von Eger, die er decken soll", antwortete Verdugo.

„Seine Cavalerie muß Flügel haben, daß er die Bewegung schon ausgeführt hat — es ist keine halbe Stunde her, daß ihm der Feldmarschall den Auftrag gab."

„Graf Albrecht Wallenstein hat's nicht in der Art, auf sich warten zu lassen. Die Kriegsbücher werden einmal von ihm zu melden haben, glaube ich", war Verdugo's Antwort. „Die Welt müßte denn im Frieden bleiben fortan!"

„Das hat nicht Noth", versetzte Maximilian und schüttelte den Kopf. „Aber es muß wahr sein, ich habe sehr

viel Rühmens von dem Obersten als Soldat gehört! — Man spricht aber auch viel von seiner Seltsamkeit!"

„Ein Kopf für sich. Er schickt sich nicht geschmeidig in die Welt, weil er merkt, daß sich die Welt in ihn schickt, wenn er's verlangt!"

„Er soll sehr reich sein?" fragte der Herzog weiter.

„Sie sagen, halb Böhmen gehöre ihm ..... das kann uns einerlei sein, aber er kennt ganz Böhmen; das nützt uns."

Unter diesem Gespräch hatten sie das Dorf erreicht. Es war verlassen; die Landleute hatten sich nach Prag geflüchtet. Alle Gehöfte standen leer von Menschen und von Vieh. Die Soldaten, die hier enger zusammenrücken mußten, waren zum Theil aus dem Gliede gebrochen und kamen in einzelnen Trupps zwischen Hecken und Häusern hervor. Die Hauptleute ereiferten sich mit Geschrei, die Ordnung wiederherzustellen.

„Ihr seht, Herr Herzog", bemerkte Verdugo und verzog sein hageres Gesicht zu einem höhnischen Lächeln, „was uns die Schlachtordnung diesseit des Dorfes geholfen hätte. Hier ist schon der Teufel los mit Unordnung. Ich glaube, die Halunken hoffen hier noch Beute zu machen, in dem verlassenen Nest, wo nichts zu finden ist als morsche Lehmmauern, eingeschlagene Thüren und Fenster und halb offene Strohdächer!"

„Dies Bild des Elends ist leider das des ganzen Landes, das wir durchzogen sind", antwortete der Herzog. — „Haltet Ordnung, ihr Leute! — Zu euren Fahnen! Ihr dürft nicht vereinzelt jenseits vorbrechen!" — rief er einem Trupp zu, der sich ganz absondern zu wollen schien.

Verdugo ritt mit einem Fluch dazwischen und ließ sein langes Schwert um die Köpfe der Lanzenknechte sausen.

Die Hauptleute donnerten und wetterten auch eifrig hinterdrein; so wurden die schon Auseinanderweichenden wieder gesammelt.

Jenseit des Dorfes hob sich das Feld in einigen Absätzen zu der Höhe des Weißen Berges hinan, wo die Böhmen standen.

Als Maximilian mit Verdugo und seinem Gefolge die nächste Anhöhe hinangesprengt war, sah er das ganze Gefilde, auf dem der Kampf, wenn es zur Schlacht kam, stattfinden mußte, vor sich. Kaum zweitausend Schritte vor ihm lag der Stern, jenes Lustgehölz, wo König Friedrich zuerst von den Bewohnern Prags mit freudigem Willkommen begrüßt worden war. Nur wenige Tage über Jahresfrist lagen zwischen heut und damals! Sollte der erste Kampf um den Königssitz im Hradschin hier zuerst beginnen, wo Demjenigen, welcher ihn einnahm, der erste Jubel erschollen war? Eine wundersame Fügung Gottes, die ernste Gedanken in des Herzogs Brust erweckte.

„Das ist der Stern“, sagte er langsam und hielt den Blick auf das nur noch vom letzten spärlichen Herbstlaub geschmückte Eichenwäldchen gerichtet. „Das Laub ist welk, der Wind verweht die Blätter“, dachte er bei sich. „Die Krone des Waldes — die Königskrone — der Hauch Gottes weht, und nackt ist das Reisig — nackt die Scheitel!“ Es überkam ihn wie ein schauernder Anhauch, um das Geschick Friedrich's, seines fürstlichen Vetters, das er ahnte, das ihn in diesem Augenblicke ernst erschütterte, und das er doch selbst zu vollbringen entschlossen war!

„Da sieht es bunt aus“, unterbrach Verdugo, der scharf ringsum geschaut hatte, den Augenblick dieser stillen Betrachtungen des Herzogs. Dieser dachte bei dem Worte nur an das bunte Herbstlaub des Waldes und wollte hinzu-

setzen: „Aber dennoch düster", als ihm beim scharfen Hinblicken deutlich wurde, daß der Oberst etwas Anderes meinte. Der Wald steckte voller Leute!

„Ich glaube, sie haben den Teufel und seine Großmutter in das Holz eingelegt. — Seht nur, Herr Herzog, jetzt, wo der Sonnenstreifen den Saum beleuchtet. Das wimmelt ja ganz schwarz zwischen den Bäumen. Pferde, Menschen, Fahnen, Standarten. Es liegt Reiterei und Fußvolk dort."

„Wir müssen die ganze Linie im Auge behalten", antwortete Maximilian. — „Dort rechts hinauf liegen ihre Schanzen. Eine — zwei — drei!"

„Die wird mein Regiment angreifen müssen. Das kommt dort zu stehen!" fiel Verdugo ein. — „Graf Tilly ist eifrig dahinter. Es wird zuerst in Schlachtordnung stehen. Es hat seinen Flügel schon in Ordnung."

„Auch die Böhmen sind in Bewegung!" sagte Maximilian. „Sie breiten sich rechts und links aus."

„Sie füllen die Linien zwischen den Schanzen. Ich glaube, daß sie hinter dem Holze noch einen Rückhalt haben."

„Obristlieutenant La Matta", rief der Herzog diesem Führer zu, der eben hinter ihnen seine Reiter in die Linien einschwenken ließ, „rückt mit Euren Dragonern gegen das Gehölz vor und sucht die Stärke der Mannschaften, die es besetzen oder die dahinter liegen, auszukundschaften."

La Matta trabte vor. — Unter dem Schutze einer Terrainwelle und eines Nebelgewölkes, das sich zwischen dem Stern und seinen Leuten hinzog, konnte er unbemerkt eine ganze Strecke vorwärts reiten.

„Was Teufel unternimmt General Tilly?" fragte Verdugo verwundert und zeigte nach dem linken Flügel. „Er

schickt ja seine Colonnen vorwärts, als wolle er auf eigene Hand angreifen!"

„Wir sind einverstanden", belehrte der Herzog den Obersten lächelnd, indem er die Bewegung gleichfalls aufmerksam beobachtete. „Ich traute Boucquoi's Bedenklichkeiten nicht. Graf Tilly schlug mir vor, er wolle, sobald die ersten kaiserlichen Regimenter auf die Höhe in die Schlachtordnung einrückten, über den kleinen Fluß dort unten gehen, die Scharka, und den rechten Flügel der Böhmen angreifen, damit Boucquoi gezwungen wird ins Feuer zu rücken!"

„Bei Sanct-Jago!" rief der Spanier aus, „wenn die Böhmen den Krieg verstehen und den Augenblick nutzen, kann es dem Grafen Tilly schlecht bekommen! Und uns dazu! Carraccho!"

„Gewiß nicht, wenn Ihr uns nur nicht ohne Succurs lasset, Herr Oberst. Das war's hauptsächlich, weshalb ich Euch bei mir behalten wollte, bis die Bewegung in Gang sein würde. — Thut jetzt Euer Möglichstes! In Eurer Hand liegt es, die Schlacht zu gewinnen und zu verlieren. Tilly sprengt das Thor der Stellung, Ihr müßt eindringen und sie nehmen!"

„So ist's die höchste Zeit, daß unser rechter Flügel in Ordnung kommt", rief der Oberst.

„Die Zeit, wo er versprochen hat in Schlachtordnung zu sein, ist da!"

„Dann hält Graf Boucquoi von Longueval Wort", sagte Verdugo nachdrücklich. — „Dort rückt auch sein Fußvolk schon an, jenseit des Dorfes, auf der Höhe rechts! Drei Colonnenspitzen werden sichtbar!" Er zeigte mit dem Schwert hinüber. Sein Falkenauge hatte entdeckt, was der Herzog noch nicht klar unterschied. Es waren die dünnen Linien der Fahnen und der ersten Lanzen, die sich über den

Saum der Anhöhe erhoben. Wenige Augenblicke später, da die Truppen höher hinaufkamen, nahm auch der Herzog sie wahr.

„Die erste Spitze muß das Regiment Teuffel sein, die zweite meins, und die dritte Regiment Fugger!"

Ein Wald von Piken stieg jetzt über dem Kamm der Höhe auf; bald zeigten sich auch die Helme, dann auch die Leute in voller Gestalt.

„Nun ist meines Bleibens hier länger nicht, Herr Herzog", sagte der Oberst. „Jetzt werde ich dort drüben nothwendig!"

„Freilich, freilich! Reitet, Oberst Verdugo! Drängt den Feldmarschall, daß er uns mit Nachdruck zu Hülfe eile!"

„Er wird giftig sein! Bei Sanct-Jago!" antwortete Verdugo mit satirischem Verziehen der Lippen und strich sich den Spitzbart. „Er hat nicht Unrecht, die Bewegung ist teufelmäßig gewagt! Aber nun muß er hinterdrein oder wir sind Alle verloren!"

„Gebt ihm die Sporen, Oberst!" rief der Herzog dem Hinwegreitenden nach.

„Wie meinem Rappen, Carraccho", rief dieser und setzte dem Gaul beide Sporen ein. — Der schwarze Reiter jagte über das Feld, als ob der Schwarze selbst im Sturme dahinbrause.

Herzog Maximilian ritt mit seinem Gefolge die Schlachtordnung entlang nach dem linken Flügel. Die Truppen waren schon fast alle in die ihnen angewiesenen Linien gerückt. Sie standen in drei Treffen, das Fußvolk abwechselnd mit den Reitern. Graf Tilly sprengte dem Herzog entgegen.

„Nun scheint mir's Zeit, Herr Herzog", sagte er, indem er mit gesenkter Degenspitze vor Maximilian hielt.

„Den Obersten Anhold habe ich erst mit dem Vortrab über die Brücke geschickt. Jetzt will ich ihm den Obersten Floreville mit tausend Mann nachsenden, damit der Feldmarschall sieht, daß es uns hier Ernst ist. — Dann muß aber die Bewegung mit dem Fußvolk nachdrücklich unterstützt werden und zugleich das Geschütz spielen."

„Ihr seid rasch verfahren, Generallieutenant", bemerkte der Herzog, „Graf Boucquoi ist noch nicht voll in die Linie gerückt."

„Er hat genug Leute vorwärts! Das Geschütz und auch schon Infanterie. Die Regimenter Tieffenbach und Breuner sind die nächsten zum Vorrücken. Damit muß er meine Leute unterstützen, Verdugo mit seinem Regiment und Regiment Boucquoi müssen zum Succurs dienen, wenn wir gedrängt werden. Thun diese ihre Schuldigkeit, so sind die beiden Hauptschanzen um Mittag mein und die Böhmen auf die Stadt zurückgeworfen!"

„Hauptmann von Arco!" rief der Herzog, „bringt Befehl an den Feldmarschall Grafen Boucquoi, daß er, sobald der linke Flügel dort über die Brücke gezogen ist und gegen die Anhöhe rückt, die Regimenter Tieffenbach und Breuner auf der Stelle dazustoßen lasse!"

Der Hauptmann jagte die Linie hinunter. Der Herzog und Tilly ritten miteinander weiter auf eine Anhöhe vor der Linie, die die ganze Schlachtordnung übersehen ließ. Während dessen rückte Oberst Floreville mit seiner Colonne ins Thal der Scharka hinab über die Brücke des Flüßchens.

Der Hauptmann Graf Arco brachte Boucquoi den Befehl des Herzogs. Der Feldmarschall sah ihn an, als wolle er ihn mit den Augen durchbohren.

„Das ist Teufelstücke und wider die Abrede, Herr!" schrie er den Hauptmann an. „Ich habe versprochen, um

zehn Uhr in Schlachtordnung zu stehen, und da stehe ich; nicht aber vor der Zeit verrückte Manöver zu unterstützen. Will der Graf Tilly den Böhmen seine Handvoll Leute in den Rachen werfen, so mag er's thun! Ich werde die meinigen nicht nachwerfen. Ehe wir heran sein können, ist er in die Pfanne gehauen mit seiner Handvoll Reitern, oder der Fürst Anhalt verdient den Galgen! — Reitet zurück und sagt das dem Herrn Herzog! — Ich bin für meines Kaisers Heer verantwortlich!"

Der Hauptmann verweilte unschlüssig.

Verdugo, der sechs Schritte davon hielt, sprengte zu Boucquoi vor und sagte ihm einige leise Worte in fremder Sprache.

„So? Meint Ihr, Herr Oberst?" fuhr Boucquoi ihn zornig an. „Reitet zum Teufel, Herr Hauptmann!"

Verdugo sprach noch einmal leise, aber sichtlich dringend zum Feldmarschall und zeigte dabei auf die Bewegungen des linken Flügels.

„Wer führt den Befehl? Ihr oder ich?" rief Boucquoi heftig. „Graf Tilly oder ich?"

„Der Herr Herzog", bemerkte Verdugo gemessen, aber mit freiester Festigkeit.

„Ihr seid auch im Complot, Oberst Verdugo!" brach Boucquoi aus. „Die Mönche machen Euch toll! Ich bin mit meiner Ehre für die Schlacht verantwortlich! — Der Angriff ist gegen den Beschluß im Kriegsrath! Vertrete ihn wer will — ich nicht! Die Schlacht ist schon halb verloren!"

„Ja", rief Verdugo, „aber sie ist ganz verloren, wenn wir den Generallieutenant ohne Unterstützung lassen!"

„Ins Teufels Namen denn, so will ich Oberst Tieffenbach und Breuner vorrücken lassen! Reitet zurück, Haupt-

mann! Meldet dem Herrn Herzog, ich werde seinen Befehl vollziehen lassen. Aber die Verantwortung auf sein Haupt!"

Graf Arco jagte auf schäumendem Pferde zurück.

Elftes Capitel.

Fürst Christian von Anhalt hielt, umgeben von seinen Feldherren, den Grafen Hohenlohe, Thurn, Schlick, Hollach, Solms und vielen Obersten, nebst einem Gefolge von Adjutanten und Ordonnanzreitern auf einer der Vorhöhen des Weißen Berges. Sie beobachteten das feindliche Heer, wie es aus und neben dem Dorfe hervor auf der Senkung vor demselben in Schlachtordnung rückte.

„Ich bin noch im Zweifel darüber, was diese Bewegungen bedeuten sollen", sprach der Fürst zum Grafen Hohenlohe, ihm der Nächste im Commando. „Wollen sie gegen uns anrücken? Oder meinen sie, daß wir sie angreifen werden!"

„Daß wir thöricht wären, von dieser Höhe ins Thal zu rücken?" antwortete der Graf. „Uns aber werden sie auch nicht angreifen; unsere Stellung ist zu sicher! Zuverlässig wollen sie uns nur herauslocken!"

„Wenn unsere Verschanzungen fertig geworden wären, könnten wir hier den Angriff wol ruhig abwarten", bemerkte Anhalt sorglich.

„Wie?" rief Hohenlohe. „Fünf Schanzen mit den

beiden Flügelredouten für das schwere Geschütz! Ich sollte meinen, das wäre ausreichend für unsere Front!“

„Ich muß den Thiergarten noch stärker besetzen lassen; es scheint, daß die Baiern sich dorthin ziehen“, sagte Anhalt, nachdem er einige Minuten die Bewegungen des Feindes beobachtet hatte.

„Graf Solms“, redete er diesen Führer an, „laßt sofort den Grafen Stirum und die Hauptleute Hofkirchen, Isselstein und Borseda aus dem dritten Treffen an die Westseite des Sterns rücken. Sie sollen sich den Regimentern Herzog von Weimar und Hohenlohe anschließen.“

Der Graf sprengte sogleich fort, um den Befehl auszuführen. — Graf Hohenlohe lächelte. Er war der Ansicht, daß der Feind einen Angriff auf den Stern am wenigsten wagen werde.

„Lieber Graf Thurn!“ wandte sich der Fürst Anhalt zu diesem, welcher ernsten Angesichts einige Schritte von ihm hielt, und ritt etwas seitwärts mit ihm. „Ich traue den Ungarn nicht“, begann er halblaut; „selbst nicht dort hinten im dritten Treffen!“

„Ew. Liebden Besorgniß ist gewiß völlig gegründet“, antwortete Thurn. „Sie sind unzuverlässig. Seit dem Gefecht von vorgestern sind sie auch verzagt. Beobachten Ew. Liebden nur, wo sie jetzt halten. Sie sind wol noch dreihundert Schritte weiter rückwärts und seitwärts gegangen, als sie angewiesen waren. Weit davon ist freilich gut vorm Schuß!“

„Es scheint so! Auf einen Angriff durch sie wäre also gar nicht zu zählen!“

„Wenn es nicht Beute zu machen gilt!“ sprach Thurn achselzuckend.

„Eben diese ihre Habgier macht mir Sorge. Sie möchten den geringsten Anlaß wahrnehmen, um zu plündern!“

„Das traue ich ihnen auch zu“, antwortete der Graf. „Und die meisten Führer sind noch raubgieriger als ihre Leute selbst. Wer weiß, weshalb Bornemissa krank in Prag liegt! Allen ihren Obersten, dem Kokatz, Istuan, Fecketi, Peter Chousky — ich traue Keinem. Nur Monguy und Homat Januski sind tapfre Männer.“

„So ist es!“ rief Anhalt. „Sollten wir, was Gott verhüte, uns auf die Stadt zurückziehen müssen, wir hätten von diesen Bundesgenossen vielleicht mehr zu fürchten als zu hoffen.“

„Wir — und vielleicht noch mehr Prag!“ sprach Thurn mit Nachdruck.

„Ich habe deshalb ein Commando für Euch ausgesucht, lieber Thurn“, fuhr der Fürst mit etwas zögerndem Tone fort, „das kein Anderer so erfüllen kann wie Ihr. Ihr müßt den Befehl über die Truppen in der Stadt und die Besatzung des Hradschin übernehmen.“

Thurn sah ihn mit betroffenem Staunen an.

„Ihr wißt, der Gesinnung da drinnen ist wenig zu trauen“, sprach der Fürst eindringlich, aber fast mit dem Tone der Bitte. „Es bedarf des zuverlässigsten Führers, um Zucht und Ordnung zu erhalten!“

Thurn sah die Wahrheit der Worte ein, doch der Befehl traf ihn bitter.

„Ew. Durchlaucht fordern von mir, daß ich an der Schlacht nicht theilnehme?“ fragte er mit schmerzlichem Tone.

„Wenn sie uns nicht angreifen, ist sie noch nicht gewiß“, antwortete Fürst Anhalt. „Und nicht ich, Graf Thurn, Euer Vaterland fordert dieses Opfer“, fügte er mit

Wärme und tiefem Ernst hinzu. „Ihr könnt die Hauptstadt vor einem furchtbaren Geschick bewahren und — — den König schützen!"

„Ich werde gehorchen", erwiderte Thurn nach einem Augenblick schwerer Selbstüberwindung.

Er hatte Böhmen in diesen Kampf geführt, er hatte zweimal als Oberfeldherr die Hauptstadt des Gegners bedroht! — Jetzt sollte eine Schlacht das Geschick seines Vaterlandes entscheiden — er hatte das nächste Recht auf den Ruhm des Sieges — und er sollte den Kampf nicht einmal theilen!

Fürst Anhalt fühlte, was es ihn kosten müsse, den Auftrag zu erfüllen. „Thurn!" sagte er bewegt und drückte ihm die Hand, „Euer Vaterland wird es Euch dereinst danken, was Ihr jetzt dafür thut!"

„Ich könnte mehr thun" — dachte er; doch er schwieg.

„Ew. Durchlaucht", begann er nach einer ernsten Pause, „meinten, ich hätte des Königs Haupt zu schützen. Se. Majestät wird nicht beim Heere erscheinen?"

„Der König glaubt noch nicht an den Angriff. Er hat mir sagen lassen — er werde nach Tische herauskommen!"*)

„Nach Tische!" wiederholte Thurn und ein bittres Lächeln verzog seine Lippen. Dann sagte er gemessen: „Ich werde Ew. Durchlaucht Befehle erfüllen", grüßte und wandte sein Pferd kurz um, der Stadt zu.

Anhalt blickte ihm theilnehmend und voll dunkler Ahnung nach. Er fühlte, daß Menschen und Geschick undankbar gegen Thurn waren . . . oder daß dort oben eine

---

*) Historisch.

harte Vergeltung geübt wurde! Auch konnte der Fürst sich des Bewußtseins nicht entschlagen: „Thurn wäre berechtigt an deiner Stelle zu stehen.“ Allein dieser Erkenntniß gesellte sich ihm nicht die Kraft, ihr gemäß zu handeln.

Graf Thurn ritt an dem etwas weiter rückwärts haltenden Trupp vorüber, den die Ordonnanzoffiziere und das andre Gefolge der höhern Befehlshaber bildeten. Er winkte seinen Dienern; sie schlossen sich ihm in einiger Ferne an. Voll schwerer Gedanken ritt er vor sich hin: „Die Stunde ist da, wo Böhmens Los geworfen wird — wie wird der Würfel fallen?“ Seine Ahnungen sagten ihm nichts Freudiges über den Ausgang der Schlacht. „Wenn Mansfeld meine Botschaft empfangen hat, wenn er ihr nachkommt oder aus sich selbst so handelt! Er muß es ja, falls er die wahre Lage der Dinge kennt! Dann freilich .... wenn wir das Heer Maximilian's zwischen zwei Feuer nehmen .... dann freilich kann Böhmens Stern noch leuchten! — Und auch so! Ist die Schlacht denn entschieden? Können wir sie nicht ohne ihn gewinnen? Wir können es ....“ sagte ihm sein Wunsch, doch sein Glaube wollte nicht das Ja dazu sprechen!

In diesen Betrachtungen hörte er nicht den Galopp eines nachsprengenden Reiters; doch plötzlich schlug der Ruf „Vater“ an sein Ohr, und seine ganze Seele erbebte in einem süß schmerzlichen Zucken.

„Vater, wohin?“ rief ihm Heinrich Thurn zu, der, als er ihn gegen die Stadt zu reiten sah, von einer dunklen Vermuthung getrieben, ihm nachgesprengt war.

„Heinrich!“ wandte Thurn sich um, hielt sein Pferd an und reichte dem Sohne die Hand dar. Er blickte ihn lange mit Vateraugen an; sein Blick wurde feucht. „Ich bin zum Commandanten des Hradschin ernannt“, sprach er

langsam; „ich erfülle meine Pflicht; erfülle du die deine. Schlage dich wie ....“

„Wie ein Graf Thurn!“ rief der Jüngling feurig und hing am Halse des Vaters. Es war eine lange, heiße Umarmung. — Sie trennten sich schmerzlich. — Ach! Daß ihr Wiedersehen schmerzlicher sein sollte! — —

Fürst Anhalt war indessen zu den Obersten zurückgeritten. Er übersah seine Schlachtordnung noch einmal.

„Graf Schlick“, winkte er diesen zu sich heran. „Dürft Ihr auch Eurer Mannschaft vertrauen?“

„Wie mir selbst. Die Mähren führen den Adler im Wappen; er wird dem böhmischen Löwen nichts nachgeben.“

„An Euren linken Flügel stößt Graf Heinrich Thurn's Regiment. Auch das ist zuverlässig“, sagte der Fürst. „So laßt noch die sechs Cornet des Obersten Stieffen auf Eurem rechten Flügel ins dritte Treffen abrücken. Der Oberst soll“, fuhr er, leiser sprechend, fort, „ein Auge auf die Ungarn haben, denen ich nicht fest vertrauen kann. Dann stehen außer dem Fußvolk zwölf Cornet im Hintertreffen; sechs Bubna und die sechs Stieffen. Das wird die Ungarn festhalten.“

Graf Schlick beeilte sich, den Auftrag zu vollziehen.

„Es dünkt mich doch, Graf Hohenlohe“, äußerte der Fürst Christian sich wiederum zu diesem, „daß der Feind auf ernstlichen Angriff denkt. Seht nur, er entwickelt sich ganz vollständig. Nur der rechte Flügel ist noch lückenhaft. Das muß die Stelle sein, nach dem Berichte des Hauptmanns Rechodom, wo Boucquoi wahrscheinlich einrückt. Denn nur er war noch zurück.“

„Möglich!“ warf Hohenlohe hin.

„Was meint Ihr, Graf Hohenlohe“, wandte sich der Fürst wieder zu ihm, „ich würde es doch für gut halten, jetzt

einen Angriff zu machen. Der Feind ist getheilt, Boucquoi scheint noch nicht heran, und wenn er kommt, werden seine Leute übermüdet sein. Wir haben es nur mit der halben Macht zu thun!"

„Um des Himmels Willen, nein", beschwor ihn Graf Hohenlohe. „Sollen wir ins Thal hinunter? Hier stehen wir wie in einer Bergfestung! Will Ew. Liebden das ganze Heer, das Schicksal Böhmens, die Krone Sr. Majestät auf einen zweifelhaften Wurf setzen? In alle Ewigkeit möchte ich solche Verantwortung nicht auf mein Haupt laden!"

Fürst Anhalt widersprach. Sie geriethen in lebhaften Streit. Man sah von weitem ihre heftigen Bewegungen. Graf Heinrich Thurn, der indeß zu den Führern zurückgesprengt war, hielt an des jungen Prinzen Anhalt Seite.

„Sieh nur, sieh", flüsterte dieser ihm zu, „wie sie sich drüben aufstellen! Wenn ich jetzt dürfte! Wie ein Bergstrom wollten wir von hier oben über sie hereinbrechen!"

„Nur Geduld! Wir kommen zum Kampf! Sei versichert!" beschwichtigte Thurn den auflodernden Muth seines Freundes, der jenseit des Siegesfeldes noch einen köstlichern Preis schimmern sah als den Lorber selbst.

Die beiden Oberfeldherren kehrten jetzt zu den andern Führern zurück. Sie beriethen sich insgesammt nochmals.

Inzwischen gingen neue Bewegungen bei den Gegnern vor. Als Fürst Anhalt ihre Schlachtlinie nochmals überflog, war das Fußvolk Boucquoi's soeben eingetroffen, und er sah, wie es über der Saumlinie des Horizonts sichtbar wurde.

„Der günstigste Augenblick ist versäumt", murmelte er unwillig vor sich hin. „O wäre der König selbst hier!" dachte er. „Er hätte entschieden und zuverlässig für mich." — Allein Fürst Anhalt hatte nicht Entschiedenheit genug, etwas

ganz gegen Hohenlohe's Ansicht, dem der König unbedingtes Vertrauen schenkte, auszuführen und die Verantwortung allein auf sich zu nehmen.

Graf Schlick, der seinen Auftrag für die Anordnung des Hintertreffens vollführt hatte, kehrte jetzt wieder zurück. — —

Tilly bereitete jetzt auf dem rechten Flügel der Baiern seine Bewegungen vor. Sie nahmen die ganze Aufmerksamkeit der böhmischen Führer in Anspruch.

„Das kann nur eine Recognoscirung sein", rief Schlick. „Sie wären ja ganz abgeschnitten diesseit des Flusses!"

„Da bewegt sich eine stärkere Abtheilung nach der Brücke zu!" machte der Fürst aufmerksam und zeigte auf die Mannschaften des Obersten Floreville, die sich schon der Scharka näherten.

Alle verfolgten diese Bewegungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Sie wollen den Stern in die Flanke nehmen!" meinte der erfahrene Anhalt. — „Seht da! Es rückt auch Fußvolk an. Beim Himmel, ich glaube sie gehen mit der Hälfte des ganzen Flügels über den Fluß. Graf Hohenlohe!" rief der Fürst jetzt mit Heftigkeit. „Wollt Ihr nun glauben, daß sie angreifen? — Wer hat nun Recht? — Und wenn ihr Alle gegen mich stimmtet! Jetzt, auf meinen Kopf die Gefahr! Die Schlacht muß anfangen!"

Graf Hohenlohe vermochte diesen Bewegungen des Feindes gegenüber nichts mehr zu erwidern. — Die Befehlshaber sprengten zu ihren Abtheilungen zurück.

„Sie sind uns schußrecht. — Die schweren Stücke auf den Flügeln sollen Feuer geben!" befahl Fürst Anhalt.

Zwei Adjutanten flogen nach beiden Flügeln. Drei Minuten später donnerten die ersten Geschützlagen.

Die Kugeln schlugen vor den feindlichen Truppenmassen

in das Erdreich, wühlten spritzend den Boden auf und setzten noch mehrmals auf. Die Leute stutzten und geriethen in eine augenblickliche Schwankung, doch war nicht mit Sicherheit zu sehen, ob die Schüsse nur Schrecken oder auch wirklichen Schaden verursacht hatten. Der Wind wälzte den Rauch quer vor die Linien. Die Stücke wurden noch einige male abgefeuert. Da krachte es auch jenseits und Kugeln sausten herüber. — Die Obersten hielten jetzt bei ihren Regimentern. Nur Fürst Christian mit einigen Adjutanten, seinem Edelknaben Fritz Keydell, der gebeten hatte, ihn in die Schlacht begleiten zu dürfen, und Graf Hohenlohe waren seitwärts vom rechten Flügel, gegen den Stern hin, auf eine Anhöhe gesprengt, von wo sie das ganze Schlachtfeld überblickten.

„Unsere Kugeln treffen schlecht! Die drüben nehmen uns besser aufs Korn!" bemerkte der Fürst unwillig zu Hohenlohe. Er hatte kaum dieses Wort gesprochen, als zwischen ihnen Beiden eine schwere Stückkugel hindurchsauste und etwa zweihundert Schritte hinter ihnen in Hauptmann Borseda's Reiter einschlug und einige Pferde niederwarf.

„Hauptmann Wonßheimb", befahl Anhalt, „reitet auf den linken Flügel bis an die Redoute. Sie sollen nachdrücklicher feuern. Ich muß die Linien locker machen!"

Der Angerufene jagte fort; doch er hatte nicht funfzig Schritte zurückgelegt, als er, von einer Stückkugel getroffen, sammt dem Pferde zu Boden stürzte.

Zwei Ordonnanzreiter aus dem Gefolge des Herzogs und der Edelknabe jagten auf den Gestürzten zu. Dieser wand sich schon unter dem Pferde hervor. Nur das Thier war getödtet, er selbst unverletzt. Dem Gaul hatte die Kugel die ganze Brust weggerissen.

„Gott sei Dank, Wonßheimb lebt!" sagte der Fürst;

„aber er hat kein Pferd mehr. Vollführt Ihr meinen Auftrag, Hauptmann Gemmingen!“

Dieser sprengte gestreckten Laufs die Linie hinunter.

„Ihr Feuer ist wirksam“, bemerkte Hohenlohe, da die Stückkugeln dichter und rascher aufeinander folgten.

„Sie müssen besser sehen können als wir. Uns hindert der verwünschte Pulverdampf zu sehr“, versetzte Anhalt. „Der Wind ist uns nachtheilig.“

Doch jetzt schlugen auch etliche schwere Kugeln der Böhmen mitten in die Massen der von Tilly über die Brücke gesandten Reiter, denen sich auch eine Abtheilung zu Fuß angeschlossen hatte.

„Vom Abhang dort rücken wieder Mannschaften vor“, machte Fürst Christian den Grafen Hohenlohe aufmerksam. „Sie wollen die drunten verstärken. Es sind wenigstens zwei volle Regimenter!“

„Das könnten Boucquoi's Leute sein“, meinte Hohenlohe.

„Sei es wer da wolle“, antwortete der Fürst. „Jetzt kann ich das Zögern nicht länger verantworten. Jetzt muß ich hier angreifen lassen! Ich kann nicht warten, bis sie die ganze Macht bequem beisammen haben.“

„Bedenken Ew. Liebden, was Sie thun“, fiel Hohenlohe ein. „Wenn der Feind hier gegen uns hinauf will, muß er von unseren Stückkugeln halb aufgerieben werden, bevor er die Höhe erreicht; und hier oben empfangen wir ihn mit der ganzen Masse. Wenn Ew. Liebden vorrücken lassen, kann unsere ganze Stellung verloren gehen. Wenigstens fürchte ich Alles für die Angreifer!“

„Nun, wenn Euch für diese die Gefahr so groß scheint“, erwiderte der Fürst entschlossen, „so soll mein eigener Sohn die Feuerprobe bestehen und seine Sporen verdienen.“

Zwölftes Capitel.

Mit diesem Wort jagte der Fürst die Linie hinunter bis dahin, wo der Prinz Christian an der Spitze seiner fünfhundert Reiter hielt und voll brennender Ungeduld des Augenblicks harrte, wo der Kampf mit dem Schwert entbrennen sollte.

„Prinz Anhalt!“ rief er ihm schon von weitem zu. Der junge Held sprengte seinem Vater und Feldherrn mit gesenktem Schwert entgegen.

„Sobald die dritte Salve aus den Stücken des rechten Flügels abgefeuert ist, werdet Ihr im Sturmritt gegen die Abtheilung des Feindes ansprengen, die sich hier unten vor der Brücke sammelt, und sie zurückwerfen!“

Des Prinzen Auge flammte. Nur die eherne Fessel des Dienstes hielt ihn zurück, daß er sich nicht vor Freude dem Vater an die Brust warf.

Die Geschütze auf dem Flügel krachten.

„Das war die erste Salve“, bemerkte der Fürst. „Sowie die dritte gelöst ist, und die Kugeln Unordnung und Schrecken in den Feind geworfen haben, greifst du an.“ Er war mit den letzten Worten, mit dem vertrauten Du, aus dem Ton des Befehlshabers in den des Vaters übergegangen. Eine tiefe Bewegung ergriff die Brust des alten Kriegers. Es war die erste Waffenthat, und welch eine entscheidende, die sein erstgeborner Sohn vollführen sollte.

„Christian!“ sagte er mit bewegter Stimme und faßte die Hand des Sohnes. „Dir wird der Ruhm die Schlacht zu eröffnen — vielleicht zu entscheiden! Gedenke deines Namens!“

„Vater", rief der Jüngling feurig. „Jeder Tropfen meines Blutes soll dir dankbar sein, mein ganzes Leben hindurch, für diesen Augenblick!" Und seine Wange glühte, und sein Auge warf Blitze. Er flog auf seinen Posten.

Der Fürst ritt die Front des Regiments weiter abwärts; er winkte Xaver, der jetzt in Uniform, dem Regiment des Prinzen zugetheilt, bei dem zweiten Cornet hielt.

„Hauptmann Rechodom — das Regiment wird den ersten Angriff machen. — Habt im Handgemenge ein Auge auf meinen Sohn", sagte der Vater im bewegten Ton. Xaver verstand wie es gemeint war.

Die zweite Salve donnerte. Prinz Anhalt winkte seinem Standartenträger. „Bleibt mir hart zur Seite!" Er sprengte auf dem feurigen Roß, das er von Heinrich Thurn eingetauscht, einige Schritte vor und wandte sich zu seinen Reitern um.

„Beim ersten Schuß dort oben", rief er und deutete mit dem Degen nach den Stücken auf dem Flügel, „mir nach, wie der Sturm!"

Allen zuckte es kampfmuthig durch das Herz.

Der Donner krachte auf der Höhe. „Vorwärts!" rief der jugendliche Held, und sein Roß brauste hinunter. Die Trompeten schmetterten, die Standarten flatterten, der Boden dröhnte unter den Hufen, ein furchtbares Feldgeschrei theilte die Lüfte.

Besonnen mitten im Feuerdrang warf der Prinz sein Pferd auf den Flügel des Regiments, und die Massen brausten geschlossen heran, einem Bergsturz gleich, der einen Strom von Felsentrümmern donnernd ins Thal rollt.

Bevor die feindlichen Reiter sich entgegenwerfen konnten, war der Prinz heran, und der Kühnste unter den Kühnen spornte er sein Pferd zwischen die festgeschlossenen

Reihen der Gegner hinein, und traf mit erstem Schwertschlag einen Standartenträger, daß der Reiter sammt dem Feldzeichen stürzte.

Des Soldaten Glück heftet sich an die Fahne, sein Muth hebt sich und fällt mit ihr. Bestürzung ergriff die kriegsgewohnten Schaaren; sie stutzten unsicher. Der Prinz mit seinen Tapferen stürmte vorwärts, die dichten Massen wurden gesprengt, die Verwirrung wuchs, Einer stürzte über den Andern, das Ganze schwankte.

„Mir nach!“ rief der Jüngling vom ersten Schwung des Sieges begeistert, und warf sich mitten in den eisernen Haufen. Xaver bewachte ihn mit seinen Blicken, er stürmte mit geschwungenem Schwerte nach, ihm in der rings drohenden Gefahr zur Seite zu sein. Allein wohin der blühende Jüngling, dem das Haar lockig unter dem Helm hervorwallte, sich wandte, war es, als ob ein Cherub mit dem leuchtenden Schwerte erschiene, und blinder Schrecken riß die erzgerüsteten Krieger in wirbelnde Flucht.

„Mir nach! Mir nach!“ rief Prinz Christian immer neu anfeuernd, und wandte das glühende Antlitz zurück zu den Seinigen. Xaver blieb ihm Bügel an Bügel zur Linken, um die unbewahrteste Seite des Reiters zu decken.

In wenigen Minuten war die ganze feindliche Reitermasse zur Flucht gewandt. Sie warf sich auf das Fußvolk, das ihr zur Unterstützung herangerückt war; die Pferde drängten sich in die Partisanen der eigenen Hülfsvölker.

Oberst Tiefenbach steuerte vergeblich der Verwirrung.

„Werft euch in die Flanke der Kürassiere“, rief er seiner Compagnie zu, und machte eine Bewegung zur Rechten, um in die linke Flanke der Reiter des Prinzen einzubrechen. Dieser gewahrte die Absicht, und warf sich mit

dem brausenden Strom seiner Mannschaften auf das Fußvolk. Ein Wald von Piken starrte ihnen entgegen. Dem Hengst des Prinzen fuhr eine Lanzenspitze in die Brust; er bäumte sich hoch auf; der Jüngling saß fest im Sattel, beugte sich vorwärts, drückte die Last des Thieres nieder, gab ihm zwiefach die Sporen, und sprengte mit einem ungeheuren Bogensatz mitten in die Lanzenknechte. Xaver blieb hart an ihm. Die Schwerter Beider mähten zur Rechten und zur Linken. Ein furchtbares Kampfgetöse brauste um sie her; mit wildem Geschrei drängte das Fußvolk heran; mit wilderem warfen sich Anhalts Reiter in die gedrängten Massen. Ihrem eisernen Strom widerstand nichts. Plötzlich ergriff Entmuthigung auch die Lanzenknechte, und sie wandten sich zur Flucht. — Wie sie nach allen Seiten auseinander stoben, öffnete sich dem Angriff eine freiere Bahn. Aber schon war sie abermals gesperrt, durch eine neue wandelnde Eisenmauer. Oberst Breuner rückte in dicht geschlossenem Viereck mit seinem Regiment in die Lücke ein. Die Fahnen wehten hoch, die Piken starrten aufwärts. Denn die Musketiere mit den schweren Büchsen bildeten die Vorderglieder. Der Oberst hielt zwischen ihnen.

„Feuer", erscholl sein Commando; die Hakenschützen legten die Lunten an, und hundert Donnerschläge und Feuerblitze kreuzten die Lüfte; eine schwarze Wetterwolke hüllte Freund und Feind ein.

Mitten hindurch flog der Prinz, in die dampfende Finsterniß hinein.

„Sie sind verwundet Prinz", rief Xaver, der das Blut von seiner linken Schulter strömen sah, ihm besorgt zu.

„Ich fühle nichts! — Vorwärts!" war die Antwort.

Es donnerten noch viele verspätete Schüsse nach; der

Helm des Prinzen fiel herab. Eine Kugel hatte ihn gestreift und das Kinnband gesprengt.

„Das ist gut! So ist mir leichter!“ rief er im jugendlichen Uebermuth des Muthes, und ein Lächeln schwebte holdselig über seine Lippen und spielte um die erglühten Wangen. Er strich sich vollends das Haar aus der Stirn, und sein Auge blitzte freudehell. Durch Xaver's Herz bebte ein Schauer, als er den Jüngling so mit unbeschirmtem Haupt, lächelnd, in die dunkle Brandung des Todes stürmen sah.

Gerad an auf den Obersten sprengte er. Die gefällten Piken starrten ihm entgegen. Sein Schwert schlug Zwei mit kräftigen Hieben nieder. Mit kühnem Satz flog sein Roß in die Lücke und über die stürzenden Leute hin. Bevor der bärtige, eiserne Held Breuner, der ihm gegenüberhielt, das Mögliche der That ahnte, schwebte schon des Prinzen blitzende Klinge über seinem Haupt. Kaum konnte der Oberst den drohenden Streich durch einen Hieb gegen das Schwert des Prinzen so weit abwenden, daß er halb seitwärts auf seinen Hut glitt und nur der Federbusch hinunterflog. Mit einem zweiten zornigen Hieb warf der alte Kriegsmann die abermals gehobene Klinge des Jünglings wiederum seitwärts; doch in demselben Augenblick schlug Xaver dem Obersten den Degen aus der Hand.

„Ihr seid mein Gefangener Oberst!“ rief Prinz Christian. „Ergebt Euch dem Prinzen von Anhalt!“

„Dem Teufel nicht!“ schrie der Oberst und fiel ihm mit der Linken in den gehobenen Arm, indem er mit der Rechten ein Pistol aus der Halfter riß. Doch der Prinz warf den Zügel weg, faßte den Gegner im Ringkragen und zog ihn mit überlegener Jugendkraft vom Pferde; der Schuß des Obersten ging in die Luft. Die nachdringenden

Reiter Anhalt's nahmen den Gefangenen zwischen sich; der Prinz stürmte mit dem Ruf: „Sieg! Sieg!“ weiter vor, und das Fußvolk drängte sich in hastiger Flucht vor ihm hin. — —

— — Graf Tilly hielt auf der Anhöhe jenseit des Baches. Er saß ruhig auf seinem kleinen Schimmel und verfolgte die Bewegung der Massen und das begonnene Gefecht mit bohrendem Falkenblick. Ihm zur Rechten hielt der Oberst Kraatz; etwas weiter zurück noch einige andere Obersten und Hauptleute.

„Da wird sich ein junger Anfänger die Flügel versengen“, sagte er kalt, als der Prinz in die Reihen brach.

„Soll ich mich ihm entgegenwerfen mit meinen fünfhundert Dragonern?“ fragte der Oberst mit ungeduldiger Kampflust.

„Noch nicht!“ war des Feldherrn ruhige Antwort.

„Alle Teufel! Floreville's Mannschaft geräth in Unordnung. Die Reiter geben Feld!“ rief der Oberst und wurde so eifrig, wie sein unter ihm stampfender Rappe. „Diese Böhmen packen an wie die Wölfe!“

Tilly erwiderte nichts. Dem Obersten zuckte es in allen Gelenken. Nach einigen Minuten befahl der Generallieutenant:

„Jetzt geht ruhig über die Brücke Oberst Kraatz: wenn Ihr ganz drüben seid, laßt in Zügen rechts einschwenken. Dann fallt den Böhmen in die Flanke.“

Wie ein Pfeil war der Oberst an der Spitze seiner Reiter, die schon weiter abwärts, keine hundert Schritt von der Brücke hielten. Zu Vieren abgebrochen ging er hinüber; jenseits ließ er wieder in Zügen aufreiten. Tilly wandte kein Auge von ihm. Als die Mannschaft völlig drüben war, schwenkten die Züge rechts ein.

„Gut“, murmelte der Generallieutenant.

Jetzt wogte die schwarze Masse wie ein Strom, der den Damm zerrissen hat, ins Blachfeld.

„Zu rechter Zeit!“ sprach Tilly kalt. „Oberst Pappenheim! Jetzt rückt nach. Ihr deckt die linke Flanke unseres Fußvolks. Graf Nassau! Ihr richtet Euren Marsch gerade auf den Thiergarten; schließt Euch dicht an das kaiserliche Fußvolk! Alle Bewegungen ruhig, genau!“

Er winkte mit der Hand. Die Obersten flogen an die Spitze ihrer Reiter. Er selbst ritt, immer das Schlachtfeld im Auge, im Schritt der Brücke zu. — —

Prinz Anhalt war im Siegessturm unaufhaltsam vorwärts gedrungen. Breuner's Regiment war geworfen; die Flüchtigen nach allen Seiten ins Feld zersprengt. Da hemmte abermals ein eherner Wall den beflügelten Lauf des jungen Helden. Es war Oberst Verdugo, der mit seinem eigenen und dem Regiment Boucquoi in die Linie gerückt war, um Tiefenbach und Breuner zu unterstützen. Xaver blickte zur Linken hinauf nach den Höhen, ob nicht Verstärkung anrücke. „Die Ungarn müßten jetzt angreifen und die Kaiserlichen in die rechte Flanke nehmen“, sagte er zu dem Prinzen. „Dann wäre die Schlacht gewonnen! Aber sie regen sich nicht!“

„So werfen wir die dort allein“, antwortete der Prinz.

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als hinter ihm ein tobendes Kampfgeschrei sich erhob und der Schall von donnernden Hufen und schmetternden Trompeten an sein Ohr schlug. Es war Oberst Kraatz, der jetzt mit seiner Dragonermasse von hinten her und von der Flanke in die Reihen der Anhalt'schen Reiter einbrach. Der Prinz stutzte; doch hatte er nicht Zeit einen Entschluß zu fassen. Denn eine donnernde Salve der Hakenschützen Verdugo's schlug

ihm entgegen, und überschüttete die Seinigen mit einem bleiernen Hagel.

„Drauf! Jetzt reitet sie nieder! Sie haben sich verschossen!“ rief er den Leuten zu, sprengte selbst voran, und die Sturmflut seiner Reiter tobte ihm nach. Doch er hatte sich getäuscht! Verdugo hatte nur die Hälfte feuern lassen. Die zweite Salve schmetterte verheerend in die Anstürmenden ein.

„Ich bin verwundet“, rief der Prinz leise, aber hastig Xaver zu und hielt die Linke gegen die Brust.

„Um Gottes Willen“, erwiderte dieser, da er das Antlitz des Jünglings erbleichen und ihn im Sattel schwanken sah. Er wollte zuspringen ihn zu halten. Da traf von den einzeln nachkrachenden Schüssen eine Kugel sein Pferd in die Stirn; es bäumte und überschlug sich. Xaver lag am Boden, das Roß über ihn gewälzt. In diesem Augenblick brach aus der Pulverwolke vor ihnen das Fußvolk Verdugo's dicht geschlossen, mit eingelegten Piken hervor. —

Anhalt's Reiter stutzten. Der Prinz faßte krampfhaft die Mähne seines Rosses mit der linken Hand, schwang noch einmal das Schwert und rief: „Vorwärts!“ Da drangen zehn Hellebarden zugleich auf ihn und sein Roß ein; der Stoß eines eisernen Riesen traf seine Brust. Xaver, hülflos am Boden liegend, sah den Blutstrom hervorspritzen, und den Jüngling vom Pferde stürzen!

Weh und Entsetzen ergriff die Reiter, die ihn umgaben. Die Lanzenknechte drangen auf sie ein; die Rosse scheuten, wandten sich, da rasselten ihnen von der andern Seite die bairischen Dragoner entgegen! Tod und Unheil überall! Schrecken über den Fall des Führers, Grausen vor dem eigenen Geschick, webten die betäubenden Wirbel um das Haupt Aller. In blinder Hast suchten sie nach Rettung

und eeilten ihren Untergang. Der zermalmende Hufschlag der Pferde ging über die Gefallenen dahin; im wild tobenden Strom stürzte Alles durch- und übereinander. Der Sieg, den die Hand schon zu fassen glaubte, war dahin! Verderben traf die Einzelnen, Verderben das Ganze!

Dreizehntes Capitel.

Mit jauchzendem Herzen war Fürst Christian von Anhalt der Siegeslaufbahn seines Sohnes gefolgt. Mit zu frühem Triumph hatte er die Verwirrung der Feinde gesehen, ohne zu beachten, wie die Rettung und Herstellung der Schlacht durch die zuvor geordneten und bereit gehaltenen Massenkräfte, gleich der Lavine mit wachsender Schnelle nahte. Der Umschlag des Glücks war das Werk eines Augenblicks! Er geschah zu schnell, um jetzt die Hülfe zu senden, die längst vorbereitet sein mußte. Der Vater hatte seinen Sohn zuletzt durch die einen Augenblick geöffnete Wolke des Pulverdampfes gesehen, als er unbehelmten Hauptes vorwärts sprengte. Da bebte ein erster, ahnender Schrecken durch seine Seele! Er gewahrte die anbrausende Reiterschar der Baiern, deren ruhigen Aufmarsch der Pulverdampf ihm verdeckt hatte; und wie der Wetterhahn umspringt, hatte auch Verdugo's Fußvolk das Kampfglück gewendet. Die ersten Flüchtenden der Anhalt'schen Reiter gaben das Zeichen für die ganze Linie der Baiern und Oesterreicher, im Siegesschritt vorwärts zu dringen. In einem Augenblick war das Schlachtfeld von einem Flügel

bis zum andern in mächtig anstürmender Bewegung. Das Feldgeschrei Maximilian's „Sancta=Maria“ erscholl, den Donner der Geschütze, das Rasseln der Waffen übertönend. Eine Woge der Begeisterung erhob schwellend die ganze Heeresmasse.

Jetzt war es nicht mehr möglich eine einzelne Hülfsschaar auf den Punkt, wo das Schlachtenglück sich gewendet hatte, zu senden. Die ganze Heermasse der Böhmen mußte gleichfalls kampffertig und muthig anrücken. Fürst Christian von Anhalt jagte die Linie hinunter; er sandte die Hauptleute und Ordonnanzreiter zu allen Regimentern. Er ließ alle Trommeln und Trompeten zum Angriff wirbeln und schmettern. Doch wie der Funke des Muthes über die glückliche Wendung im ganzen Heer der Verbündeten gezündet hatte, so lähmte der kalte Blitzstrahl des Schreckens plötzlich das ganze Heer der Böhmen! Verrath durchbrach zuerst die Schranken der Ehre und öffnete der Feigheit die Bahn. Einige Söldnerschaaren im böhmischen Dienst, die sich dem Krieg ohne Herz für sein großes Ziel, nur aus Lust an Plünderung und wüstem Ausschweifen verkauften, mismuthig über rückständigen Sold, suchten längst den Vorwand, sich der großen, Opfer fordernden Schlacht zu entziehen. Die Einzelflucht der von der Uebermacht versprengten Reiter des tapferen Prinzen war die Losung für sie, das Banner ihrer feigen Hoffnung zu erheben. Noch bevor der Feind in Schußweite nahte, feuerten sie ihre Gewehre in die Luft ab und stürzten in blinder Flucht ins Feld.*) Kein Band des Gehorsams, kein Ruf der Führer hielt sie.

Die halb verrätherische, halb verzagte Schaar der Ungarn,

---

*) Historisch.

außer dem Bereich des Schusses haltend, fand sich dennoch im Bereich des Schreckens und löste sich flüchtend auf.*) So gleichzeitig mit den pflichtvergessenen Söldnern, daß Niemand wußte, gab sie das Beispiel, oder ahmte sie es nach. —

Fürst Anhalt sah Beides mit Entsetzen. „Auf dem Flügel dort verrathen uns die Ungarn, und diese feigen Verräther hier brechen mitten aus der Linie!" rief er außer sich vor Zorn dem Herzog von Weimar zu, der an seiner Seite ritt. „Reiten sie dort hinauf, Herr Herzog, und halten sie die Flucht auf! Ich will hier die Schlacht herstellen!"

Er jagte, daß sein Roß sich fast überstürzte auf das Fußvolk in der Mitte der Schlachtordnung los, während der Herzog mit verhängtem Zügel nach dem Flügel zurücksprengte. Doch noch bevor Fürst Anhalt die Schuldigen erreichte, hatte das Beispiel der Feigheit und des Verraths ringsher gezündet. Ueberall wankten die Reihen; die von sinnlosem Schrecken Ergriffenen feuerten die Gewehre in die Luft ab und entflohen.**) Vergeblich tobten die ehrenhaften Führer, ritten die Feigen nieder, durchrannten sie mit dem Degen. Die Masse stürzte in rasender Flucht davon.

„Heiliger Gott!" rief Fürst Christian aus, als er das Unheil sah, „ist das dein Strafgericht! Soll Jammer und Schmach mir das Herz brechen!"

Und in diesem Augenblick traf ihn ein neuer Schlag, gering für das Ganze, für ihn selbst herzzerreißend. Sein Edelknabe, Fritz Keydell, ein Kind von funfzehn Jahren,

---

*) Historisch.
**) Historisch.

blondlockig, blauäugig, den er nur auf seine heiße Bitte mit in die Schlacht genommen, wurde hart an seiner Seite von einer schweren Stückkugel niedergeschmettert. Der ganze jugendliche Leib wurde zerrissen; nur eine blutige Masse stürzte vom Pferde. Ein schaudervoller Anblick! Der krieggewohnte Fürst selbst drückte sich krampfhaft die Hand vor die Augen, in der er das Schwert hielt.

„Armes Kind — arme Mutter!" rief er schmerzvoll aus.

„Glückliches Kind", sagte er dann langsamer mit noch tieferer Empfindung, „daß du diesen Tag des Verderbens nicht mehr siehst!"

Zorn des Schmerzes und der Scham ergriff ihn. Er ritt mitten in die wirbelnde Flucht! Ein alter Löwe des Kampfes schwang er selbst das Schwert gegen seine eigenen Leute. Vergebens! Es vermochte keiner mehr Stand zu halten, auch wenn er gewollt hätte.

Die Flut riß Alles fort in den Strom des Entsetzens.

„Nicht Cäsar, nicht Alexander, nicht der große Kaiser Karl hielten dieses elende Volk!" rief er*) und hieb sich eine Bahn ins Freie, um nicht selbst als feiger Flüchtling von den Wirbeln fortgeschwemmt zu werden. — —

Der Herzog von Weimar hatte die Ungarn erreicht. Oberst Kornis, der an Bornemissa's Stelle befehligte, war der Erste, den er traf. Er schnitt ihm, quer vor sein Pferd reitend, die Flucht ab.

„Halt Oberst!" rief er, ihn am Arm fassend. „Wohin?"

Der wildbärtige Ungar machte eine unwillige Bewegung und wollte ihn zur Seite drängen. Der Herzog griff ihm

*) Historisch.

in die Zügel. „Sammelt Eure Leute, Oberst! Greift an! Ich reite mit Euch!“ beschwor ihn der heldenmüthige Fürst.

Der Ungar schüttelte den Kopf und machte Zeichen, daß er das Deutsche nicht verstehe. „Germani currunt!“ rief er, sich mit dem Lateinischen aushelfend, und deutete auf die flüchtenden Schaaren im Centrum.

Der Herzog war der Sprache mächtig. Im glühenden Eifer rief er aus*): „Nolo esse Germanus hodie! Hungaricus ero! Maneas tantum mecum!“

Doch der Ungar, dem es mehr unwillkommen als willkommen war, daß der Herzog sich mit ihm verständigen konnte, riß sein Pferd herum und jagte mit seinen Reitern die Höhe abwärts, nach Motol und der Moldau zu. — Das Verhängniß ereilte Viele mit gerechter Strafe! Wallenstein's Kürassiere warfen sich auf die nach dieser Seite flüchtigen Schaaren. Hunderte fielen unter ihrem Schwert, Tausende verschlang später der geschwollene Strom.**)

Verzweiflungsvoll sprengte der Herzog von Weimar zum Heere zurück. Er suchte den Fürsten Anhalt — vergeblich. Schon wälzte sich der verworrene Knäuel der Flucht über die ganze Höhe hin, und Verdugo, der die Schlacht hergestellt hatte, rückte mit den Seinigen in schwarz anschwellender Woge den Berg hinan. Stürmend warf er sich auf die Schanze in der Front des Böhmenheeres, erbeutete die verlassenen Geschütze, ließ sie umwenden, und sandte die eigenen Kugeln in die Flüchtenden, daß ihr Strom in Doppelschnelle den Mauern Prags zubrauste.

Nur ein Eiland der Ehre gab es in diesem weiten Meer der Schande! Da, wo der Führer der Mähren, der

---

*) Historisch.
**) Historisch.

edle Graf Schlick, an der Spitze seiner treuen Schaaren hielt, und ihm zur Seite Graf Heinrich Thurn, der Jüngling voll Glut und Muth. Als Alle wichen, ringsum, hielten sie Stand mit ihren Schaaren. —

„Hier ist der Ort wo wir fallen müssen, Graf Thurn!“ sagte Schlick mit dem festen Entschluß seiner Heldenseele, zu dem Jüngling. „Weiter bleibt uns nichts für Böhmen zu thun!“

„Nicht hier, dort will ich fallen“, gab der muthbeseelte Jüngling zur Antwort und zeigte vorwärts auf eine Masse geschlossen anrückender Reiter. Es war Oberst Pappenheim, der von dorther den Angriff machte. „Folgt mir!“ rief Thurn zurückgewandt. Vom Heldenmuth des Führers durchflammt, brausten die Schaaren mit dem Jüngling hinaus in die Ebene. Graf Schlick schloß sich ihm hart an.

Die eisernen Gewitter stürmten gegeneinander. Harnisch und Helme prasselten zusammen. Tausend Schwerterblitze zuckten. Jeder Einzelne rang um Leben und Ruhm. Es war der letzte Kampf, — jetzt der einzige, — auf dem weiten Schlachtfelde; aber ein Kampf der Helden. —

Reihen warfen Reihen nieder. Der Vortheil schwankte hin- und herwärts; nicht der Sieg. Es war nichts mehr zu gewinnen aus dem bodenlosen Strudel des Verderbens! Nur der goldene Kranz der Ehre leuchtete noch aus der verzweiflungsvollen Nacht, als letzter einziger Preis hervor. Thurn und Schlick und ihre Getreuen errangen ihn. Die Uebergewalt der Massen zermalmte sie im Kampfgedränge. — Bald galt es nur noch sich die Bahn frei zu kämpfen durch die Feinde ringsum. Doch immer drei Schwerter waren gehoben gegen eins!

„Hier hinaus! Hier wird Luft!“ rief Heinrich Thurn

und brach ein wie ein junger Löwe in die erzgepanzerten Gegner. Ein furchtbarer Hieb traf seinen Helm, ein zweiter zersplitterte sein tapferes Schwert, — er sank betäubt vom Pferde! —

Schlick's Reiter brachen sich eine Gasse, sie rissen ihren Führer mit sich fort. Jetzt gab es keine Wahl mehr. Der Strom schlang auch diese Tapferen unaufhaltsam in seine Wirbel. Die Ehre war gerettet, — mochte die Woge alles Andere verschlingen!

Fürst Christian von Anhalt war von Schaar zu Schaar geeilt. Alle zerstiebten wie Spreu vor dem Sturmwinde. Eine Herstellung der Schlacht war der Gedanke des Wahnsinns. Glücklich mußte der Feldherr sich preisen, daß er sechzehn Reiter aufraffte*), mit denen er sich durch die schwärmenden Feinde und durch die versprengten eigenen Leute eine Bahn hieb, um dem Reichsthor zuzujagen, damit er, wenn es noch möglich war, die Stadt, — wenigstens den König rette!

So endete die Schlacht am Weißen Berge!

Böhmens Grab stand offen.

Vierzehntes Capitel.

Der Gottesdienst in der Schloßkirche war geendet. Die Volksmassen quollen, ein dunkler Strom meist in Trauer Gekleideter, langsam aus der Pforte der Schloßkirche hervor. Der König und die Königin wurden in prächtigen Sänften,

---

*) Historisch.

von vielen Pagen in glänzender Tracht begleitet, hinübergetragen in das Schloß. Ebenso viele Frauen und Herren vom Hofe, alle in höchstem Schmuck. Ein seltsamer Abstand der bunten Pracht in dem düstren Dunkel der Volksmassen!

Es war die Mittagsstunde. Schon erscholl der dumpfe Donner der Geschütze auf dem Weißen Berge, doch die weite Ferne und das murmelnde Brausen, welches stets über großen Volksmassen, selbst in ernster Bewegung und Stimmung, schwebt, bewirkte, daß Niemand die schauerlichen Klänge, die die Todesstunde Böhmens anschlugen, vernahm. Im Palast selbst übertönte sie der Klang der Zinken und Hörner!!

Der große Hauptsaal war zum herrlichen Banket hergerichtet.*) In langen Reihen standen die Tafeln gedeckt. Die Tische schimmerten von Silber- und Goldgefäßen. Die Gäste hatten sich bereits versammelt. Rauschend öffneten sich die Flügelthüren zu den königlichen Gemächern, und die Gemahlin am Arm führend, trat der König Friedrich ein. Ein jubelnder Gruß schallte ihnen entgegen, begleitet von schmetternder Fanfare. Die Mitglieder des Hofes waren noch des Eindrucks der Rede in der Kirche voll, in welcher Scultetus mit zornigem Eifer die Vernichtung der Baalsdiener und ihrer Heerschaaren, gleich denen Pharaonis, geweissagt hatte. In dieser Hoffnung waren Viele voller Freude! — Doch nicht Alle!

Erhöhte Armsessel, von blau und weißen Sammetteppichen mit funkelnden Goldstickereien bedeckt, waren für die Majestäten hingestellt. Das hohe Paar nahm seine Plätze ein; alle Geladenen setzten sich. Ein leichtes Murmeln

*) Historisch.

des Erstaunens lief durch die Reihen der Gäste beim Anblick der Königin; sie blendete gleich durch ihre zauberhafte Schönheit und den Reichthum der Kleidung. Ihr zunächst saß der Abgesandte ihres Vaters, Lord Sutton, mit dem Orden des Kniebandes geschmückt und mit breitem blauen Ordensbande geziert. An des Königs Seite saß der Graf Northumberland, ein Vetter der Königin, der mit einer außerordentlichen Botschaft und Geschenken für den Schwiegersohn Jakob's des Ersten in Prag eingetroffen war. Dann folgten Herren und Damen des Hofes, in abwechselnder Reihe, sowol böhmische, mährische und schlesische Magnaten mit ihren Frauen und Töchtern, als auch noch manche Vornehme Englands, und die englischen Damen der Königin.

Die Frauen musterten leise die Pracht, mit welcher Elisabeth gekleidet war. „Wie reizend steht ihr das goldene Diadem mit den Perlen!" flüsterte die eine der Hofdamen. „Und die Diamanten an der Brust! Welch kostbare Steine!" bemerkte die andere. — „Sie sind ein Geschenk des Königs Jakob" antwortete die erste. „Wenn nur dieses wundervolle Kleid mein wäre! Die Rosenfarbe ist mir von allen die liebste. Es ist aus Paris verschrieben worden!" — „Wer könnte auch hier solche Goldstickerei ausführen!" lautete die Antwort. — Die Männer blickten weniger nach dem Putz der Königin als nach ihrer Schönheit selbst.

„Sie sieht heut so blühend aus", flüsterte der Graf Northumberland seinem Nachbar ins Ohr, „wie sie als Braut war!"

Mit bedauernder Miene überschaute König Friedrich den Kreis der Gäste. „Es thut mir leid, Graf Northumberland", sagte er zu diesem, „daß so viele der böhmischen Herren nicht anwesend sind, mit denen ich Euch gern bekannt gemacht hätte; allein Alle, welche den Degen führen,

wollten draußen vor den Mauern bleiben. Unsere Arbei hier ist freilich die leichtere", fügte er scherzend hinzu, „doch mit der dort (er zeigte nach der Gegend des Weißen Berges) wird es auch noch einigen Anstand haben. — Indessen habe ich versprochen, nach Tisch einmal hinauszureiten. — Wollt Ihr mich begleiten, Sir?"

Der Graf verneigte sich. „Da werdet Ihr sehen, daß unsere Gegner zu rauh gebettet sind auf dem kalten Erdreich, mit feuchtem Schnee bedeckt, um lange dort liegen zu bleiben. Auch ist ihre Tafel glaube ich nicht ganz so wohl bestellt als die unsrige! Ich denke, ihre Zahl wird sich durch die Fasten, die wir ihnen auflegen, nicht vermehren!"

„Ich hoffe, daß Ew. Majestät Hauptstadt bald ganz von Feinden befreit sein werde", antwortete der Graf.

„Darauf wollen wir dieses Glas Tokayer trinken", sagte der König, stieß in sorgloser Freundlichkeit mit seinem Nachbar und der Königin an und leerte das Glas.

„Ei, meine Liebe, du nippst nur! Dann erfüllt sich der Trinkspruch nicht", schalt er die Königin lächelnd.

„Wenn du auf das Verderben des verrätherischen Kurfürsten von Sachsen trinken willst", antwortete ihm Elisabeth mit einem Zug bittren Unwillens um ihre rosigen Lippen, „dann will ich mein Glas bis auf den letzten Tropfen leeren."

Laß uns daran jetzt nicht denken, versetzte der König leichthin; „wozu uns die heitre Stunde des Mahls damit vergällen? Die Strafe für ihn wird nicht ausbleiben! Er wird nicht lange warm sitzen in der Lausitz", scherzte er. „Scultetus hat ihm überdies heut so viel Unheil auf den Hals gewünscht, daß er daran zu tragen haben wird, wenn sich auch nur der zehnte Theil erfüllt."

Der Hofprediger saß einige Plätze entfernt, der Königin gegenüber; sein stets auf die Worte des Königs lauschendes Ohr hatte, obwol er nicht die ganze Rede verstand, doch seinen eigenen Namen gehört. Mit einem fragenden Blick und der Miene des gespannt Aufhorchenden schaute er den König an. Dieser bemerkte es und sagte neckend:

„Wir redeten von Euch, Hochwürden, im bösen Leumund!"

Der augendienerische Geistliche, der selbst bei diesem Scherz ernsthaft in dem Gedanken beunruhigt wurde, daß irgend etwas an ihm seinem hohen Beschützer misfällig sein könne, erwiderte mit demüthigem Pathos: „Wir sind allzumal Sünder und behaftet mit sterblichen Schwächen! Haben Ew. Majestät Nachsicht mit denen eines demuthvollen Dieners der christlichen Kirche!"

Der König nickte ihm nur leutselig zu.

Die Königin Elisabeth winkte einem Pagen, der zu ihrer Aufwartung hinter ihr stand.

„Geht hinauf", sagte sie ihm französisch, „zu den Musikern und sagt ihnen, sie möchten nicht so ernsthafte Stücke spielen. Ob sie nichts von den neuen französischen Tänzen hätten?"

Der Page eilte. Ihm begegnete ein Kamerad, der eilig an den Stuhl des Königs trat.

„Ew. Majestät", fing er blöde an.

„Was giebts mein Sohn?" fragte der König freundlich.

„Es ist draußen ein Hauptmann mit Botschaft aus dem Lager, von Sr. Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Anhalt", meldete der Page ehrerbietig.

„Daß mich doch der Fürst nicht einen Augenblick in Ruhe lassen kann! Auch hier bei Tisch werde ich gestört! — Sage dem Kriegsmann, er soll warten bis nach Tisch. —

Und laß ihm zu Essen und zu Trinken geben", setzte er gutmüthig hinzu.

Die Musik begann einen französischen Tanz.

„Hörst du die Chaconne, lieber Friedrich", sagte die Königin vergnügt. „Das ist ein ganz neuer Tanz!"

„Schade, daß wir ihn jetzt nicht tanzen können!" antwortete der König lachend. „Nun morgen vielleicht!"

„Ja, wir wollen ein Tanzfest veranstalten!" antwortete die Königin freudig.

„Die Herren da drüben werden wieder verdrießlich dazu sehen", sagte Friedrich leise und winkte mit den Augen quer über die Tafel, wo einige der böhmischen Vornehmen saßen. „Da sehe ich Herrn Jessenius von Jessen! Der gravitätische Herr Doctor hält nicht viel vom Tanz. Sieh nur, wie ernsthaft er mit seinen Nachbarn Budowa und Gersdorf spricht."

„Sie wissen nur von Staatsgeschäften zu reden", antwortete die Königin. „Diese Böhmen sind überhaupt so schwerfällig in der Unterhaltung! Auch die Frauen. Die Gräfin Thurn und ihre Tochter sind auch wieder nicht hier. Sie haben sich bei mir entschuldigen lassen. Die Tochter ist nicht wohl. Ein schönes Mädchen; aber sehr kränklich: — Es wäre mir leid, wenn sie morgen nicht unter den Tänzerinnen wäre!"

„Also auch bei dir hat man sich heut vielfach entschuldigt, wie es scheint!" antwortete der König etwas ernsthafter. „Sie haben Alle die übertriebene Sorge wegen des Krieges. Manche glauben, Prag brenne ihnen schon über dem Kopf."

„Sind viele der Herren ausgeblieben?" fragte Elisabeth.

„Rippell zuerst, wie du denken kannst."

„Es ist mir ganz recht, wenn der grämliche alte Mann fehlt. Du solltest ihn aus deinem Dienst entlassen!“

„Das doch nicht; er ist zwar eigensinnig und mürrisch, aber doch sehr treu. In manchen Fällen ist er mir unentbehrlich, ich möchte da auch Camerarius nicht zulassen. Doch bei Tisch können wir ohne ihn auskommen. — Der alte Caplicz fehlt auch; er ist zu alt. Doch Czernin und Pietipeski hätten wol erscheinen können. Sie haben Vorwände gebraucht.“

„Camerarius sehe ich auch nicht!“ sagte die Königin sich umschauend.

„Der hat zu thun. Ich habe ihm wichtige und eilige Briefe an die Fürsten der Union aufgetragen. Da mich der Herr Kurfürst von Sachsen bekriegt, wäre es doch Zeit, daß die Herren auch das Schwert für mich zögen!“

„Freilich! — Doch Lieber, rede nicht von solchen Geschäften, mir vergeht gleich die Freude!“

„Du bist also recht fröhlich? — Nicht wahr“, flüsterte er ihr zärtlich ins Ohr, „das macht, weil ich dich vorgestern Abend so überraschte?“

Elisabeth erröthete und sah lächelnd vor sich nieder.

„Ja, es ist doch besser ich bin bei dir als im Lager“, fuhr der König muthwillig fort.

„Ew. Majestät“, ließ sich hinter ihm wieder die zaghafte Stimme des Pagen vernehmen.

„Was gibt's?“ wandte sich der König etwas unwillig um.

„Der Hauptmann hat mich beauftragt, Ew. Majestät gehorsamst zu berichten, daß sein Anliegen dringend sei. Der Herr Fürst von Anhalt vermuthen jede Stunde den Beginn der Schlacht . . . .“

„Schlacht und immer Schlacht! Der Fürst von Anhalt

vermuthet nichts weiter als Schlachten, und vermuthet schon drei Wochen falsch", antwortete der König.

„Der Feind habe schon angefangen Bewegungen zu machen ...." flüsterte der ängstliche kleine Page.

„Wie?" fragte Elisabeth, die das Gespräch hörte. „Sollte wirklich ...."

Der König ließ sie nicht enden. „Sei ganz ruhig, meine Liebe. Ich kenne das! In Rackonitz war es ebenso. Der Feind machte alle Tage Bewegungen; aber wir hatten nicht Lust seine Schlacht anzunehmen. Und jetzt haben wir noch viel weniger als damals. — Du darfst ganz ruhig und heiter sein. — Geh, sage dem Hauptmann, wenn er weiter nichts zu bestellen habe, möge er ruhig zurückreiten — sobald er sich satt gegessen hat, denn wir wollen auch hier noch fröhlich bei der Tafel verweilen."

Der Page ging.

Der König wurde immer heiterer. Der reichlich von dem Schenken eingegossene Wein machte auch die Gäste lebhafter. Sogar die anfangs sehr Besorglichen wurden in die Stimmung der Andren mit hineingezogen. So verging eine fröhliche Stunde. Scherz und Lachen ließ sich hören, und die Königin vor Allen war sehr heiter, so heiter, daß sie auf das leise, aber kühne Wort ihres Nachbars, des Grafen Sutton: „Wenn ich an einer englischen Tafel nur unter Freunden säße, würde ich einen Toast auf den tapfren ritterlichen Herzog Christian ausbringen!" erröthend, aber nicht unfreundlich erwiderte:

„Ich danke Euch, Mylord! Thut es nur hier auch, aber im Stillen — ich trinke auch darauf." Das überfüllte Herz entlockte ihr das leichtsinnige Wort und die That. Sie nippte mit den rosigen Lippen am Glase, und ihr blaues Auge strahlte in süßer Verklärung.

*) Da wurde plötzlich gerade dem Königspaar gegenüber die Thür des Saales wild aufgerissen, und in zerrütteter Kleidung, ohne Hut und Helm, mit verworrenem Haar, von Blut und Koth bespritzt, stürzte der Hauptmann Wonßheimb herein, mit dem Ruf:

„Die Schlacht ist verloren! Rettet Euch!“

Gleich einer zerschmetternden Bombe fiel dieses Wort in die Freude des Festes.

Der König sprang auf, leichenblaß, der Laut erstarb ihm im Munde! Die Königin that einen lauten Schrei und sank zurück in den Arm des Grafen Northumberland, der selbst wankend, sie auffing. Alle Gäste flogen von ihren Sitzen; die Stühle stürzten um, die Frauen brachen in Angstruf aus, den Männern fesselte das Entsetzen die Zunge.

„Die Schlacht verloren?“ rief der König kaum seiner Sinne mächtig.

„Verloren! Alles stürzt in wilder Flucht auf die Stadt! Der Feind ist uns auf den Fersen!“ berichtete Wonßheimb athemlos.

Die Königin gleitete fast leblos am Arm des Grafen auf den Sessel zurück. Ein Augenblick der Todesstille folgte dem ersten Aufruhr; dann brach der wilde Sturm der Verwirrung wieder mit verdoppelter Gewalt aus. Nicht die Frauen allein, auch die Männer stürzten der Thür zu.

Scultetus, einem Wahnsinnigen gleich, rief laut mit gerungenen Händen: „Herr! dein Arm straft die Sünde des unreinen Glaubens! Herr, verschone die Gerechten in deinem Zorn!“

---

*) Historisch.

Es hörte Niemand auf ihn. Die nach der Thür stürzende Masse überrannte ihn. Entsetzen war an die Stelle der Freude getreten.

„Ich will fort zu dem Heer!“ *) rief der König verzweiflungsvoll. „Sorgt für die Königin. Ich will zu Pferd!“

Er eilte hinaus; vergeblich war der Versuch, ihn zurückzuhalten.

Elisabeth wurde in ihre Gemächer getragen.

In wenigen Augenblicken war der Saal, in dem noch soeben Lust und Jubel ertönte, leer und todtenstill — aus der Stätte der Freude in eine Behausung des Grauens verwandelt!

Die Schreckenskunde flog durch den Palast, hinaus auf den Platz, durch die Straßen des Hradschin; sie flog mit Blitzesschnelle hinüber in die Altstadt und Neustadt. Angstvoll lief das Volk zusammen; es rottete sich auf den Plätzen, an den Ecken der Häuser. Eine schwarze Masse umdrängte den Palast und wollte in die Thore. Noch walteten Zweifel an der Wahrheit und ließen einen schwachen Strahl der Hoffnung schimmern. Aber als jetzt der König, zu Roß, halb gerüstet, mit fliegendem Mantel, aus der Pforte sprengte und nur von wenigen Reitern gefolgt mit verhängtem Zügel dem Reichsthore zujagte, da erlosch Allen der letzte Funke der Hoffnung und des Muths. Heulen und Wehklagen erfüllte den Platz, schallte fort durch die Gassen, und in blinder Flucht stürzten die Bürger heim in ihre Häuser, um ihre Weiber und Kinder, um ihre Habe zu retten oder zu bergen.

König Friedrich jagte mit verhängtem Zügel dem

---

*) Historisch.

Thore zu. Noch bevor er es erreichte, sprengte ihm ein Trupp Reiter entgegen. Es war der Fürst Christian von Anhalt, ohne Hut*), der eben vom Schlachtfelde kam.

„Ist die Schlacht verloren?" rief der König diesem entgegen und streckte wie Hülfe suchend die Hand zu ihm aus.

„Die Schlacht, die Ehre, Alles verloren!" rief der ergraute Feldherr, und Verzweiflung sprach aus seinen Zügen.

„Ist keine Rettung mehr?" fragte der König todtenbleich mit bebender Lippe.

„Ja! Es ist noch Rettung!" rief eine feste männliche Stimme dicht neben ihnen — es war Thurn, der vom Reichsthore herbeisprengte. „Die Schlacht ist verloren, aber nicht die Stadt. Wir können sie retten; und können wir es nicht, so wollen wir fechtend uns unter ihren Trümmern begraben und die Ehre retten!"

„Die Ehre?" wiederholte Fürst Anhalt bitter. „Sie ist dahin!"

„Nein", rief Thurn feurig aus, „sie ist es nicht, solange wir noch einen Blutstropfen dafür einsetzen können! — Ich habe die Thore schließen und besetzen lassen, sonst dringt der Feind mit den Flüchtigen ein. Ihr habt mich zum Commandanten des Hradschin und der Stadt ernannt, Fürst Anhalt! Ich erfülle meine Pflichten. Leistet mir Beistand! Sammelt Ihr die Mannschaften am Thore; ich reite in die Stadt und biete die waffenfähigen Bürger auf. Prag ist fest, solange unser Muth fest bleibt!"

„Also Ihr hofft noch, Graf Thurn?" fragte der König mit ungläubigem Ton, in seinem Innersten gebrochen.

---

*) Historisch.

„Ich hoffe noch Böhmens Ehre zu retten, wenn auch alles Andere verloren ist", antwortete Thurn.

„So eile ich auch noch in den Kampf", rief der König verzweiflungsvoll; „laßt mich zum Thore hinaus, ich will in die Schlacht, ich will fechtend sterben!"

In halber Betäubung jagte der unglückliche Fürst dem Thore zu.

„Ich darf ihn jetzt nicht verlassen!" rief Fürst Anhalt und folgte ihm.

Thurn ritt mit verhängtem Zügel in die Stadt.

Auf schaumbedecktem Roß erreichte der König das Thor und sprengte seitwärts den Wall hinan. Von dort übersah er das Schlachtfeld — ein Anblick der Scham und des Schreckens! Aufgelöst war das ganze Heer. Nur wilde Schwärme der Vereinzelten bedeckten das Feld. Ein Stromarm der Flüchtigen zog sich nördlich gegen die Moldau, ein anderer südlich; ein dritter brauste gegen die Stadt an. Eine dichte Masse hatte sich am Thor gesammelt, vergeblich Eingang suchend; sie zerschlug sich in ein schwarzes Gewimmel die Mauer entlang. Weiter hinaus im Feld schwärmten feindliche Reiter in Trupps, verfolgten die Flüchtigen, hieben sie nieder. Einzelne fochten verzweifelnd um ihr Leben.

Der König sah das Schauspiel der Vernichtung, das eine Stunde bereitet hatte, mit starren Augen an; kein Wort kam über seine bleichen Lippen.

„Das feindliche Fußvolk ist noch nicht so nahe, um Gefahr zu bringen", sagte der Fürst Anhalt. „Sollen wir alle diese Leute preisgeben? Der Einzelne ist nicht mehr schuldig, wo die übermächtige Flut Alle fortgerissen hat. Wir können diese Arme noch gebrauchen!"

„So laßt das Thor öffnen", sagte der König erschöpft.

Fürst Anhalt sandte den Befehl an die Mannschaften, die Thurn zur Wacht angeordnet hatte. Die schweren Riegel wurden zurückgeschoben und die draußen angesammelten Flüchtlinge eingelassen. Viele sanken kraftlos zu Boden, erschöpft von der athemlosen Flucht; Viele auch von Wunden blutend. Die Meisten hatten die Waffen weggeworfen. Sie wollten auch innerhalb des Thores nicht Stand halten; die Bande der Ordnung waren zerrissen. Mit Mühe wurde ein Theil zum Stehen gebracht, der noch die Waffen führte; die Andern schwärmten unaufhaltsam weiter, die Gasse hinunter in die Stadt, vielleicht auf Plünderung der eigenen Mitbürger hoffend.

Der König blickte, von tiefer Scham zermalmt, fassungslos auf dieses Schauspiel grauenvoller Verwirrung und Auflösung.

„Rathet mir, Anhalt, was soll ich thun? Was muß geschehen, was kann geschehen?"

„Kehren Ew. Majestät ins Schloß zurück. Wir wollen die Führer versammeln, die Stände; wir wollen berathen!"

„Wenn aber der Feind hier einstürmt! — Ich will den Herzog Maximilian um Frieden bitten; ich will ihm einen Vergleich antragen!"

Fürst Anhalt schwieg.

Da kam unter den Flüchtenden auch Graf Schlick mit einigen Reitern in das Thor. Das war der Mann der Rettung. Christian von Anhalt sprengte rasch zu ihm heran.

„Graf Schlick! Ihr lebt! Gedankt sei es Gott!" rief er aus. „Helft die Stadt retten! Sammelt hier die Versprengten, ordnet sie zur Vertheidigung der Stadt! Ich will mit dem König ins Schloß, wir wollen Rath halten; hal-

tet Ihr hier Wacht. Wir gewinnen jetzt viel, wenn wir nur einen Tag Frist gewinnen!"

Graf Schlick blutete aus drei Wunden. Er hielt sich kaum zu Pferd. Doch er antwortete männlich: „Ich werde lieber auf dieser Stelle sterben, als sie verlassen! Reitet Ihr mit dem König."

Das Heldenwort war ein Stab und eine Stütze in dieser Erschütterung, wo der Boden unter den Füßen zu wanken schien. Fürst Anhalt eilte mit dem König zurück auf das Schloß des Hradschin.

Funfzehntes Capitel.

Die Nacht brach an und vermehrte die Schrecken, welche über Prag schwebten. Die meisten Bewohner hielten sich in ihren Häusern eingeschlossen und harrten in angstvollem Gebet des Kommenden. Andere aber wurden durch die Besorgniß hinausgetrieben und forschten nach Dem, was geschehen, was berathen worden, was der König, was die Heerführer, was die Bürgerschaft thun werde. Noch Andere mehrten den Schrecken durch den Ausbruch ihres Zorns, der sich in laute Verwünschungen gegen den König und die Stände ergoß, Einzelne erbittert anschuldigte, Drohungen gegen Alle ausstieß und im aufgährenden Wahne bald Dies bald Jenes verlangte, was zu erfüllen unmöglich war oder das Unheil auf den Gipfel treiben mußte. Der große Alt-

städter Ring war der Hauptsammelplatz dieser unruhigen Rotten, denn in der Altstadt waren die Zügel der Ordnung und des Gehorsams völlig gefallen, da hier fast gar keine Truppen standen, sondern nur die Versprengten, die sich zu keiner Fahne sammeln wollten, umherstreiften. Die Ersten auf der Flucht aus dem Kampfe waren jetzt auch die Ersten im sträflichen Tumult. Sie gesellten sich zu den unruhigen, Zwietracht säenden Bürgern, denn sie hofften reiche Beute heimzutragen aus der allgemeinen Auflösung der Ordnung und Zucht. Herrschte innerhalb der Häuser athemlose Todesstille, so waren die Gassen mit wildem Getöse erfüllt.

Auf dem großen Ring flammten Wachtfeuer, an denen die Kriegsleute, die ihre Fahnen und Führer verlassen, sich gelagert hatten. Sie zechten und schmausten; denn die bestürzten und bedrohten Einwohner hatten Speise und Trank herbeischaffen müssen. Sie jubelten, sangen und brüllten in dieser Zeit des Schreckens! Wie im Lager trieben sie allerlei rohe, Schauder und Ekel erregende Kurzweil und fratzenhafte Gaukeleien. Im frevelhaften Scherz stellten sie die Martern dar, die sie oft im grauenvollen Ernst dem armen Landvolk angethan, um Geständnisse zu erpressen, wo Hab und Gut versteckt sei. Der Eine wurde ausgerenkt, wie auf der Folter, dem Andern die Lefzen der Pistolenhähne als Daumschrauben angesetzt, daß er himmelerbarmend brüllte und entsetzliche Gesichter schneiden mußte, während der Zuschauerkreis kreischenden Jubel und Gelächter erhob. Rotten nichtsnutzigen Gesindels gesellten sich zu ihnen und spielten diese Höllenspiele mit. Andere zogen mit Fackeln in die Stadt, vor die Häuser der Standesherren oder Ritter, um diese zu bedrohen oder sie zu Beschlüssen zu drängen. Ja, sie würden, um ihre drohenden Forderungen beim Könige

selbst geltend zu machen, nach dem Schloß auf den Hradschin gezogen sein; allein die Moldaubrücke war durch starke Mannschaft abgesperrt, die nur Einzelne, welche auf der Kleinseite wohnten oder sich sonst für ihr Geschäft dort ausweisen konnten, hinüberließ. Und drüben die zum Schlosse hinaufführenden Straßen, sowie dieses selbst, hielten zwei Cornet Thurn'scher Reiter und drei Fähnlein Fußvolk vom Regiment Hohenlohe besetzt.

Dies erhöhte die angstvolle Sorge in der Altstadt. Denn nur dunkle Gerüchte kamen von der andern Seite herüber, meist solche, die den Schrecken steigerten. Bald hieß es, der König sei geflüchtet, bald, der Feind habe schon die Burg besetzt und werde von dort Feuerkugeln in die Altstadt schleudern, Alles durch Brand und Plünderung verheeren. Diese Schreckensbotschaften benutzten die Feindseligen und Unruhestifter, um die Erbitterung der Bürger zu erhöhen.

Nahe der Brücke hatte sich ein Auflauf gebildet.

„Uns gibt man preis!" rief ein Mensch von wildem Aussehen mitten aus dem Volkshaufen. „Der König wird sich retten und treulos flüchten! An uns werden die Kaiserlichen ihre Rache auslassen!"

„Wir lassen den König nicht fort", erhob sich eine andere Stimme aus der Masse; „er muß mit uns aushalten!"

„Er hat uns ja längst verrathen!" erschallte eine dritte. „Auf dem Schloß hat er Bankett gehalten, während unsere Söhne für ihn bluteten."

„Mit ihren Engländern hat die verbuhlte Königin unser Hab und Gut verpraßt, und die Kriegsleute sind nicht bezahlt worden", rief der Erste. „Darum haben sie auch nicht fechten wollen. Und nun sollen wir's mit Gut und Blut büßen!"

Einer, der eine Fackel trug, sprang auf einen Eckstein, schwang die Flamme durch die Lüfte und brüllte: „Hört mich an! Hört meinen Rath! Wir wollen den Pfälzer ausliefern, gegen Pardon für uns!“

„Ja, ausliefern! Ausliefern!“ schrieen die Stimmen im Tumult durcheinander.

„Zieht auf den Hradschin, stürmt den Palast!“ brüllte der Fackelträger.

„Ja, wenn die Brücke nur nicht gesperrt wäre; aber sie haben Geschütz aufgefahren am Brückenthor!“ wandte ein Besonnener ein. „Wir wollen ihn aber nicht von dannen ziehen lassen, wenn er durch die Altstadt will; und drüben kann er nicht hinaus, da steht der Feind.“

„Er wird sich zu Schiff retten! Wir müssen die Moldau bewachen!“

„An die Moldau! Hinunter an die Moldau!“ schrien die Erbitterten, und der düstere Zug wälzte sich die Gasse abwärts, um das Stromufer zu bewachen.

„Welch ein rasendes Volk!“ ließ sich eine Stimme halblaut hören, da der Schwarm hinweg war. „Kommt, Diewiß! Laßt uns nach Haus, nach Weib und Kind sehen!“

„Etwas Wahres ist doch daran, Frühwein! Der König hat sich schwer an uns vergangen! Ich fürchte, die Wuth bricht allgemein gegen ihn aus.“

„Dann sind wir vollends verloren!“ antwortete Martin Frühwein. „Denn mit den Fürsten gehen die Fürsten noch schonend um; ihresgleichen wollen sie nicht ganz verderben, des Beispiels halber. Sind wir aber ohne König, dann werden sie ohne Erbarmen mit uns verfahren. — Der König muß für uns unterhandeln. Wir wollen ihn also stützen und halten nach Vermögen!“

Während dieses Gesprächs gingen sie weiter in die Stadt, dem Ring zu.

„Diewiß, Frühwein! Seid Ihr's?“ sprach sie ein Mann leise an, der hastig, in den Mantel gehüllt, hinter ihnen her kam.

„Herr Tharradel, Ihr selbst?“ rief Martin Frühwein erstaunt. „Ich glaubte, Ihr säßet mit zu Rath droben in der Burg!“

„Ich war dort; allein ich habe mich fortgestohlen. Für mich ist keines Bleibens mehr in Prag!“ antwortete Tharradel leise, aber lebhaft.

„Wie das? Was habt Ihr Schlimmeres zu fürchten als wir Alle?“

„Das fragt Ihr noch, Diewiß? Ich bin der Erste, den sie vors Blutgericht ziehen. Und wenn Alles begnadigt würde — ich nicht!“

„Sind wir denn aber schon so weit?“ fragte Frühwein bestürzt.

„Wir sind so weit! Ich sag' es euch als Vorsitzender im Kriegsrath.*) Blindes Entsetzen hat sie Alle gefaßt, den König zumal. Sie öffnen dem Herzog Max die Thore, verlaßt euch darauf, — vielleicht noch in dieser Nacht! Und dann ist's zu spät für mich. Ich muß fort, bevor er die Stadt besetzt, denn auf mich fahnden sie zuerst. Sie werden freilich noch die Hand nach Manchem ausstrecken, und ich möchte Manchem rathen, daß er sich bei Zeiten in Sicherheit brächte“, sagte er mit Nachdruck. „Lebt wohl, Freunde; ich eile nach Haus, und fort!“

„Seid doch nicht so überhastig! Wir haben ja gleichen

*) Historisch.

Weg!“ sagte Diewiß und hielt ihn am Wams. „Was ist denn beschlossen?“

„Sie wollen Waffenstillstand auf vierundzwanzig Stunden schließen. Das ist nur, damit der König Geld und Kleinodien und Papiere retten kann, und Zeit zur Flucht gewinnt. Wir Andern werden preisgegeben!“

„Wie? Sie sollten die Stadt nicht vertheidigen wollen?“

„Nein, sage ich euch. Thurn bestand darauf. Anhalt widerrieth. Er traue der Bürgerschaft, er traue den Böhmen überhaupt nicht mehr!“

„Da hat er freilich nicht ganz Unrecht!“ bemerkte Frühwein.

„Er habe in der Schlacht erfahren, sagte Anhalt, wie er sich auf sie verlassen könne!“

„Allein es gibt doch noch Tapfre im Heer! Haben die Böhmen sich nicht zehnmal wacker geschlagen? Unter Thurn, unter Mansfeld?“ erwiderte Frühwein.

„Ja, wären Die an der Spitze geblieben!“ rief Diewiß.

„Da habt Ihr Recht!“ entgegnete Tharradel eifrig. „Thurn hat vor Wien gestanden zwei mal, wie heut der Herzog von Baiern vor Prag!“

„Und er ist nicht hineingekommen“, antwortete Frühwein. „Warum muß der Herzog nach Prag kommen? Wenn wir die Versprengten sammeln, wenn wir die Bürger bewaffnen, wenn wir Mansfeld zu Hülfe rufen ....“

„Ja, ja! Wenn!“ fiel Tharradel heftig ein. „Wenn wir Muth hätten! Thurn hat das Alles auch gesagt; auch Olbramowitz und Andere, selbst der alte Caplicz, der droben im Rath war, trotz seiner vierundachtzig Jahre. Aber Hohenlohe, Fürst Anhalt ....“

„Auch Fürst Anhalt!“ unterbrach ihn Frühwein mit schmerzlichem Ausdruck. „Ein so alter, tapfrer Kriegsmann!“

„Er vertraut seinem Kriegsvolk nicht mehr, er traut keinem Böhmen, — wie ich euch gesagt habe! Er muthmaßt, die Prager werden den König ausliefern, um sich günstige Bedingungen auszuwirken.“

Frühwein und Diewiß schwiegen rathlos; sie konnten darauf nichts erwidern, nach dem wilden Ausbruch der Wuth und Treulosigkeit, von dem sie soeben Zeuge gewesen waren.

„Genug, es ist wie ich euch sage“, fuhr Tharradel fort. Anhalt hat den Kopf verloren. Ich vergebe es ihm. Der Feldherr ist durch den Vater besiegt; er ist auch hier zu schwer getroffen ....“

„Wie? Wodurch? Was meint Ihr?“ fragten die beiden Andern.

„Sein Sohn ist ja gefallen! Niedergehauen!“

„Wie? Prinz Christian?“

„Prinz Christian! Aber er hat gefochten wie ein Löwe! — Der junge Thurn ist auch geblieben, wie man sagt. Der Vater weiß es aber noch nicht!“

Frühwein und Diewiß erstarrten in tiefer Erschütterung.

„Jammer über Jammer!“ brach Frühwein endlich aus. „Ja, es will hart mit uns enden!“

„Lebt wohl!“ rief Tharradel und wollte in eine Seitengasse einbiegen. „Ich darf nicht länger Zeit verlieren. — Glaubt Ihr“, fragte er, noch einen Augenblick stillstehend, daß ich einen Schiffer finde, der es wagt, mich bei dem jetzigen Wetter die Moldau hinabzuführen? Ich will nach Sachsen, und von dort nach der Schweiz.“

„Die Moldau?“ fragte Diewiß. „Seht Euch vor! Hier stürmte eben eine wilde Rotte vorbei, die sie sperren will, um den König nicht fortzulassen!“

„Seht ihr!“ sagte Tharradel. „O hätte ich diese Mauern erst hinter mir! Jede Minute kann das Leben kosten. Lebt wohl!“ — Hastig eilte er fort und verschwand im Dunkel. *)

Frühwein und Diewiß gingen weiter. Ihr Weg führte sie über den großen Ring am Rathhause vorbei. Stumm schlichen sie an den Häusern der Südseite hin.

„Sieh das Kriegsvolk, dort am Feuer unterm Rathhaus! Was treiben sie denn da? Ich glaube, sie spielen Aufhenkens!“ sagte Frühwein zu Diewiß.

Dieser schüttelte sich wie im Fieber.

„Frierst du, Diewiß?“

„Ja!“

„Die scheußlichen, wilden Kerle! Solche ruchlose Tollheiten zu treiben in dieser Zeit des Jammers!“ sagte Frühwein. „Was das für greuliche Fratzen sind!“

Die wilde Rotte hatte einen der Ihrigen als Delinquenten an einen Pfahl gebunden; zwei Andere machten die Henkersknechte und schlangen ihm einen Strick um den Hals, an dem sie ihn scheinbar aufhingen. Er verzerrte das Gesicht in gräßlichen Zuckungen. Der ganze Kreis brach in wieherndes Gelächter aus.

„Die blutigen verzerrten Gesichter in dem blutigen Feuerschein! Es ist als ob sie lebendige Teufel aus der Hölle wären“, sagte Frühwein schauernd, indem er auf die Gruppe deutete. „Wie der Kerl die Augen verdreht! Man

---

*) Er flüchtete nach der Schweiz und starb einige Jahre später zu Genf im Elend.

sollte glauben, sie hingen ihn im Ernst auf. Wie er die Zunge heraushängt! Greulich! Da faßt sie Einer mit der Zange, und der Andere hält einen feurigen Nagel hoch! Verfluchter Höllenspuk! Mich schaudert's!"

Frühwein schüttelte sich.

Diewiß sprach kein Wort. Ihm schlotterten die Knie. Er hing sich wie Blei an Frühwein's Arm, daß dieser Mühe hatte ihn fortzuziehen. Erst als sie wieder im tiefen Schattendunkel der Straße jenseit des Marktes waren, stieß er leise ächzend die Worte aus: „Herr mein Jesus, erbarme dich!"

Waren es Bilder der Zukunft, die er ahnungsgrauend im düstren, grausenvoll verzerrenden Hohlspiegel schaute?

Sechzehntes Capitel.

Es war zehn Uhr Abends, als Thurn aufs äußerste erschöpft vom Hradschin kommend, an die Pforte seines Hauses pochte. Vorsichtig lugte der alte Balthasar zur vergitterten Oeffnung des Thorwegs hinaus, um zu sehen, wer dort sei, bevor er aufriegelte.

„Gott sei Dank! Ihr seid es, gnädiger Herr!" rief er aus. „Ach die Frau Gräfin ist fast vor Angst umgekommen, Euretwegen."

„Die Gräfin ist in ihrem Zimmer?"

„Ja wol! Se. Ehrwürden der Herr Pfarrer Lippach ist droben", war des Pförtners Antwort.

„Der Pfarrer!" sprach Thurn vor sich hin, und ging an dem Alten vorüber die Stiege hinauf. „Das bedeutet nichts Gutes", dachte er. „Allein wie wäre auch etwas Gutes in dieser Zeit des Schreckens zu erwarten!"

Die düstere Nacht des Unheils war ringsher gelagert. Kein Hoffnungsstern schimmerte hindurch.

Im ganzen Hause war es todesstill; es schien, daß Niemand zu athmen wagte. Die Ampel, welche die Treppenflur erleuchtete, brannte im trüben Licht. Sonst Alles tief nächtlich. Unwillkürlich leise auftretend schritt Thurn, als fürchte er diese Grabesstille zu unterbrechen, oder einen schlummernden Kranken zu wecken, über den Corridor hin, und öffnete behutsam die Thür des Vorgemachs. Aus der halb offenen Stubenthür, die in Elisabeth's Zimmer führte, fiel ein matter Lichtschein. Thurn vernahm eine männliche, murmelnde Stimme; es ergriff ihn ein Schauer und eine Wehmuth, die seine Knie zitternd machten. Er athmete tief; mit aller Kraft des Geistes suchte er Fassung zu gewinnen. Da hörte er das leise tönende Wort „Mutter" von den Lippen seiner Thekla. Es klang wie die wehmuthvollste Bitte.

„O du mein gütiger Heiland", seufzte er mit hinsterbendem Laut, den Blick nach oben gewandt, und Thränen unnennbaren Schmerzes erfüllten sein Auge. Er erhob die Hände gen Himmel, drückte sie gefaltet gegen seine Brust, und seine Seele sandte ein Gebet zu Gott empor, dessen Inhalt Worte nicht bezeichnen. Es war ein Augenblick der Demuth, der Zerknirschung in dem thatenvollen Leben des ehernen Mannes, der Alles Gewaltige in ihm zerschmolz wie weiches Wachs. Gottes Hand hatte ihn getroffen! Sein Flehen war Schmerz, Reue, Liebe, Hoffnung, Vertrauen, Alles in Einem! Er fühlte sein Nichts, gegenüber

der Allmacht! — Diese volle Demüthigung war seine Erhebung! Ein Hauch des Trostes, der Gnade, erwachte in seiner Brust. „Wir werden unser Geschick erfüllen", sagte er zu sich selbst, „abschließen mit der Erde, und den Blick auf das Jenseits richten!" So fand er die Kraft wieder, vor die Seinen hinzutreten als Tröster, Schützer und Retter.

Er schritt durchs Gemach und öffnete leise die halboffene Thür vollends. Niemand sah ihn. Thekla lag auf dem Ruhebett mit geschlossenen Augen; die Mutter saß zu ihren Häupten, liebend über sie gebeugt.

Pfarrer Lippach stand zu den Füßen der Duldenden; er hatte die Bibel in der Hand und blickte mit frommer Rührung auf die jugendliche, erblaßte Gestalt.

Im Hintergrunde des Gemachs stand Therese, regungslos, stumm nach oben blickend. Die rechte Hand hatte sie auf einen mit einem dunklen Teppich behangenen Tisch gestützt, gegen den sie sich sanft anlehnte; die Linke hielt sie gegen die Stirn, als wolle sie dem Haupt die Last der schweren Gedanken tragen helfen.

„Elisabeth", sprach Thurn leise, weich.

Sie schreckte empor — sie hing an seinem Herzen! Er hielt die einsinkende Gestalt männlich, fest umfangen.

„Elisabeth", sagte er sanft, aber mit fester Stimme. „Lehne dich an mich, ich werde deine Stütze sein. Ich fühle, daß Gottes Gnade mir Kraft gibt."

Sie hatte keine Worte der Erwiderung; doch ihre Thränen flossen lindernd an seinem Herzen.

Thekla sandte einen verlangenden Blick aus den halb erloschenen Augen hinüber zu ihrem Vater. Thurn trat zu ihr, beugte sich über sein theures Kind und küßte es auf die Stirn.

„Herr Graf ....“ begann der Pfarrer mit erschütterter Stimme, aber sie versagte ihm wieder, von der Wallung seiner Seele überwältigt.

Thurn reichte ihm die Hand mit stummem Druck. Er wandte sich um zu Theresen. Sie hatte die Hand von der Stirn herabsinken lassen, und ihr Auge, zuvor in dunkler Glut emporgerichtet, war jetzt zu Boden gesenkt; eine Thräne rann leise über ihre marmorbleiche Wange.

„Therese“, sagte Thurn erschüttert, „deine stumme Lippe fragt mich nach deinem Gatten, deinem Vater! Frage den dort oben! Sein Sturm hat Alles verweht — wir wissen nichts, wir ahnen nur, wir hoffen nur!“

Es leuchtete in Theresens dunklen Augen wie ein Schimmer des Jenseits. „Ich frage nicht“, sagte sie mit tiefer Wehmuth, aber doch mit frommer Fassung. „Gottes Hauch gibt Antwort bevor wir fragen! Sein Sturm brauset dahin, über unserm Haupt; seine gnadenvollen Sterne wandeln über den Stürmen. Seine Hand schlägt uns, sie kann uns aufrichten. Wir vollenden unser Schicksal. Gesegnet sei der Allwaltende!“

Es war als ob ein höherer Geist diese Worte über ihre kaum bewegten Lippen hauchte. Sie drangen in die Brust Aller, sie erhoben das Herz zur Kraft des Erduldens.

„Du bringst uns keine Kunde von den Unsrigen, Thurn?“ fragte nach einer langen Stille die Gräfin Elisabeth mit bebendem Laut.

„Nur was ihr wisset, oder fürchtet, bestätigt sich“, antwortete Thurn mit einer Stimme, in der die Erschütterung die gewaltsam errungene Beherrschung durchzitterte. „Heinrich hat seines Namens würdig gekämpft; ich sprach viele Reiter seines zersprengten Regiments. Sie haben ihn noch im dichtesten Handgemenge gesehen, umringt von Feinden ....“

„Mein Sohn!“ brach Elisabeth laut weinend aus. „Mein theurer Sohn, in der Blüte seiner Jugend .... das offenste, liebreichste, edelste Herz ....“

Thekla erhob die Arme gegen ihre Mutter, als wollte sie sagen: „Suche Trost an meinem Herzen, und gib mir Trost!“

Thurn stand mit verschränkten Armen und blickte zu Boden.

„Alle vermuthen, daß er gefangen ist“, sagte er mühsam, indem er Elisabeth's Hand faßte. „Wir werden ihn wiedersehen!“

„Wiedersehen“, sagte die Gräfin mit süßem Ton, und ihr hoffendes Auge lächelte durch Thränen aufwärts.

In Thekla's angstvollem, mitleidflehendem Blick schwebte eine Frage. Das Mutterauge las sie.

„Und .... der Prinz?“ fragte Elisabeth zögernd. „Gerüchte sagten uns ....“

„Er trägt die schönste Ruhmeskrone dieses Unheiltages“, unterbrach sie Thurn und raffte seine ganze Mannheit zusammen. „Hätten Alle gefochten wie er und Heinrich, wir lägen jetzt auf den Knien in unseren Kirchen und jauchzten Dank gen Himmel für das gerettete Vaterland!“

Ein seliger Lichtblick glänzte verklärend in Thekla's Auge; doch ängstlich bange hing es sogleich wieder an der Lippe des Vaters, ob er weitere Kunde geben werde.

„Der Fürst Anhalt“, fuhr er mit gepreßter Stimme fort, „hat wegen der Auswechselung anfragen lassen, doch im Heer Maximilian's — weiß man von keinem gefangenen Prinzen!“

„Ach!“ tönte ein beklommener Schmerzensruf aus Thekla's Brust.

Elisabeth umfing zärtlich ihr zurücksinkendes Kind.

Thurn machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er sagen: „Fragt mich nicht weiter!“

Der Pfarrer versuchte ein tröstendes Wort. „Wir dürfen hoffen“, sagte er fromm vertrauend, „daß Gott seine Hand rettend über ihn gebreitet hat. Auch über unsere andren Freunde, deren Loos uns noch dunkel ist“, fügte er mit einem Blick auf Therese hinzu.

Thurn trat an sie heran, nahm ihre Hand und sagte: „Ja, das hoffen wir auch von Xaver und Wolodna!“ Da war es als ob der Klang dieser theuren Namen das Eis des Grauens um ihre Brust mit warmem Sonnenstrahl schmelze. Sie brach in einen Strom von Thränen aus, beugte sich auf Thurn's dargereichte Hand und küßte sie mit heißem, innigem Kuß.

„Und wären sie nicht mehr unter den Lebenden, meinst du, daß ich sie nicht im Tiefsten beneidete!“ preßte ihm der Schmerz das bittre Wort aus.

„Was sind wir und unser kleiner Schmerz“, sagte Therese sich edel wieder aufrichtend, „gegen das unermeßliche Unheil, das über Alle hereinbricht! — Weh' uns, daß unser Auge dorthin nur eine furchtbare Nacht schaut!“

— — „Es wird uns nicht Muße gegönnt für unseren Schmerz“, begann Thurn nach einigen Augenblicken, deren Todesstille nur durch die leisen Laute des Weinens unterbrochen wurde. „Wir werden auf die Bahn der That vorwärts gedrängt. — Meine Elisabeth“, sagte er, ihre beiden Hände sanft fassend, „wir müssen abschließen mit Dem, was geschehen ist; nur das Dunkel der Zukunft ist unser! Dem, was wir bisher das Unsere nannten, hat sichdie Gruft geöffnet. Ein Vaterland, eine Wohnstätte haben wir gehabt; hoffen wir, daß uns eine neue aufnimmt.“

„Gott im Himmel! Thurn!“ rief sie, seine Worte nur halb fassend.

„Wir haben Rath gehalten!“ fuhr er mit Bitterkeit fort. „Es ist beschlossen worden, Alles zu versenken, über Bord des Schiffs zu werfen, was wir unser nannten! Hoffnung, Besitz, Vaterland, Ehre!“

„Um Gottes Willen, so steht es mit uns“, rief die Gräfin.

„Es könnte anders stehen!“ antwortete Thurn mit dem Ausdruck des tiefsten Seelenschmerzes, „denn noch haben wir nichts verloren, was wir nicht wiedergewinnen könnten! Stand ich selbst nicht drohender vor Wien, als Maximilian jetzt vor Prag? — Doch es ist vorbei! Die Beschlüsse sind gefaßt, das Haupt der Verzagten hat sich unters Joch gebeugt! Jetzt bleibt uns keine andre Wahl, als, da das Ganze verloren gegeben ist, unser eigenes Haupt und Dasein zu retten, so weit wir vermögen!“

Therese war näher getreten und horchte mit fieberhafter Spannung in den Zügen; auch Lippach's Auge hing gefesselt an Thurn's Lippe.

„Der König“, fuhr Thurn düster fort, „ließ um Waffenstillstand nachsuchen auf vierundzwanzig Stunden, um zu unterhandeln. Nur ein wahnsinniger Gegner hätte diese Forderung gewähren können. Sie wurde abgeschlagen. Herzog Maximilian gestattet nur so viel Zeit der Waffenruhe, als er selbst unerläßlich braucht für sein gänzlich entkräftetes Heer, — acht Stunden!*) — In diesen acht Stunden konnten wir ihn vernichten!“ flammte Thurn im Eifer auf, „wenn wir alle Kräfte dieser Stadt und des zersplitterten Heeres zusammenrafften! Draußen lagert er, vorm Reichs-

*) Historisch.

thore! Seine Leute sind von den Nachtmärschen, von der Arbeit der Schlacht, von Hunger und Krankheit todeserschöpft. Die unsern, nur heut vom blinden Schrecken fortgerissen, brennen, ihren Schimpf auszulöschen; Prags Bürger wären uns zu Hülfe geeilt; wir hätten im Dunkel des Abends einen Ausfall gemacht, denn in Stift Strahow haben wir siebzehn Fahnen gesammelt, fünf allein von Heinrich's Regiment, die sich im muthigen Kampf durchgeschlagen. Panischen Schrecken würde ein solcher Ueberfall in das Heer der Gegner geworfen haben; es wäre zerstreut worden auf alle Straßen Böhmens. Und hätte es sich wieder gesammelt, so mußten Hunger und Elend es verderben in der Winterstrenge vor Prags unerstürmbaren Mauern! Vollends wenn Mansfeld es im Rücken angriff!"

„Und das Alles geschieht nicht?" fragte Elisabeth die Hände zum Himmel erhebend. — Theresens Auge flammte Zorn!

„Es geschieht nicht, wie wir auch dafür gekämpft. Ich, Olbramowitz, Caplicz .... Dem König ist jede Schwinge des Muthes gelähmt; die Königin sieht nur Schrecken hier, nur Heil in der Flucht!"

„Und was geschieht nun", fragte Lippach zögernd.

„Was geschieht?" entgegnete Thurn bitter. „Wir haben ja acht Stunden Waffenstillstand gewonnen, damit der König Raum habe .... zur Flucht! Vergebens flehte der Greis Caplicz für eine kühne Erhebung, vergebens war mein Rath und Zürnen, vergeblich des kühnen Olbramowitz Feuerworte; der König fürchtet den Verrath der Böhmen! Fürchtet ausgeliefert zu werden an die Feinde, von den Bürgern Prags selbst, um sich dadurch Erlaß der Strafe zu erkaufen!"

„Dieser schwere Argwohn ist die Frucht seines Schuldbewußtseins“, seufzte Lippach und dachte an die Tage leichtfertigen Taumels, und an den hochmüthigen Eifer gegen die Heiligthümer des Volks.

„Und wenn der König flieht, worüber unterhandelt er mit dem Herzog?“ fragte Elisabeth, „bedarf der Flüchtende einer Unterhandlung?“

„Nur der Zeit zur Flucht! Und sie ist gewonnen, denn morgen erst“ — bitterster Hohn zog sich um Thurn's Lippen — „werden die Thore der unüberwindlichen Stadt dem Herzog geöffnet. Morgen erst!“

„O Gott!“ rief die Gräfin und barg das Haupt an Thurn's Brust.

„Was alsdann unser Los sein würde? Was Mathias Thurn zu erwarten hätte — soll ich es dir erst aussprechen? — Die Zeit drängt, Elisabeth! Diese acht Stunden sind auch uns geschenkt! Der König flieht noch in dieser Nacht. Auch uns bleibt nichts Andres mehr! Der Fluch der Verbannung ist unser nächstes Geschick. Beeilt euch denn zur Flucht. Ehe der Tag anbricht, muß Prag weit hinter euch liegen!“

Worte hatte Niemand, — kaum Thränen! Grabesstille herrschte im Gemach.

„Ihr geht nach Schlesien“, unterbrach sie Thurn endlich, „Böhmen hat keine sichere Stätte mehr für euch.“

„Wie?“ fragte Elisabeth von einer Ahnung durchschauert, „wir gehen nach Schlesien? — Und du? Sollen wir uns von dir trennen?“ Die letzten Worte waren ein Angstruf.

„Ich muß beim Könige bleiben; auch er will nach Schlesien. Doch die Flucht mit ihm würde für euch zu beschwerlich und nicht ohne Gefahr sein.“ Er sprach diese letzten Worte mit einem Blick auf Thekla.

Diese richtete sich auf. „Nein, mein Vater!“ rief sie mit zusammengeraffter Kraft. „Trenne uns nicht! Meine Seele hat überwunden, sie wird meinem Körper Kraft geben!“

„Trenne dich nicht von uns“, flehte auch Elisabeth, und klammerte sich fest an ihn.

Lippach trat tief erschüttert zu ihm. „Ihr sollt Freude und Leid gemeinsam tragen, gebietet der Herr“, sagte er sanft.

„Alles ertrage ich“, flehte Thekla, „nur jetzt nicht die Trennung von dir! Sie wäre mein Tod!“

Thurn stand unschlüssig.

„Alle die wir lieben“, weinte Elisabeth und hing sich fest an Thurn, „sind verschlungen von dem finstren Abgrund der Schlacht. Du bist der Einzige, der uns bleibt! Von dir sollten wir uns trennen, jetzt — nein Thurn, das ist unmöglich!“

Thekla hatte sich von ihrem Lager erhoben und umwand den Vater mit ihren Armen.

„So bleibt denn bei mir“, sagte Thurn überwunden und schloß die Theuren in unauflöslicher Umarmung an sich.

Lippach erhob die Hände und sagte fromm: „Gottes Segen mit euch!“

Therese stand allein, stumm.

„Du trennst dich nicht von uns“, wandte sich Elisabeth mit warmem Wort zu ihr und faßte ihre Hand.

„Ich muß!“ antwortete sie mild, aber fest, indem sie ihre Hand sanft aus der der Gräfin zurückzog. „Die Pflicht, die euch hinwegführt, hält mich hier. — Ich habe eine Schickung zu erfüllen“, sagte sie edel emporgerichtet, „die keine menschliche Hand ändert. Der Ewige wird

seine Flügel über mein Haupt breiten! Sorget nicht um mich!"

Ihre Worte waren ein sanftes, aber unwiderstehliches Gebot, dem sich Alle fügten. Sie wandte sich halb abwärts, und bedeckte ihre Augen mit der Hand. Ihre Thränen flossen leise. Ein unbeschreiblich schmerzenvolles „Ach" preßte sie aus ihrer Brust. Rasch umgewendet streckte sie beide Hände nach Elisabeth und Thekla aus und sank überwältigt in ihre Arme. Das Uebermaß des Schmerzes erstickte jedes Wort. Selbst die Kraft des felsigen Thurn war gebrochen.

Kein Maß mißt die dunkle Tiefe dieses Augenblicks.

„Bereitet euch zur Abreise", brach endlich Thurn's Geheiß die beklemmenden Bande dieses stummen Duldens. „Unsere Minuten sind gezählt. In diesem Hause bleibt Keinem eine sichre Stätte. Es wird das Ziel des Hasses und der Rache sein. Auch keiner unserer Diener darf hier bleiben."

„Eure Zuflucht, edle Frau", sagte Lippach erschüttert zu Theresen, „sei mein Haus. Unter Gottes Obhut erwarten wir dort das Kommende!"

Therese legte zusagend ihre Hand in die seinige. — —

Die Nothwendigkeit drängte zur That. — —

Zwei hastvolle Stunden waren entflohen. Was sich an Wichtigem und Werthvollem fortschaffen ließ, war zusammengerafft.

„Komm denn meine Elisabeth", sagte Thurn, als Alles zur Flucht bereitet war, und reichte ihr den Arm. Wankend ging sie an seiner Seite die Stiegen hinab, die ihr Fuß zum letzten male betreten sollte. Lippach führte die bebende Thekla. Es sanken den beiden Frauen fast die Knie ein,

unter der Schwere des Geschicks, das sie aus der Heimat, von der Schwelle des häuslichen Besitzes drängte.

An der Pforte stand Therese, ihren Säugling im Arm, den Mantel um sich und ihn geschlagen, gleichfalls bereit, das Haus, aus dem Alles entfloh, zu verlassen. Sie war ohne Vater, ohne Gatten, ohne Kunde von Beiden; nur der Knabe schlummerte an ihrem Herzen.

„O weckt ihn nicht!" sagte sie bittend mit geisterhaftem Hauch, als Elisabeth und Thekla sie zum letzten male umarmen wollten. So empfing sie nur noch einen leisen, bebenden Kuß von Beiden, in welchem das „Lebewohl" auf der Lippe erstarb.

Alle fühlten in düstrer Ahnung, es war das letzte.

Ein Wagen nahm die Gräfin und Thekla und zwei Dienerinnen auf. Der Graf mit den männlichen Dienern setzte sich zu Pferd.

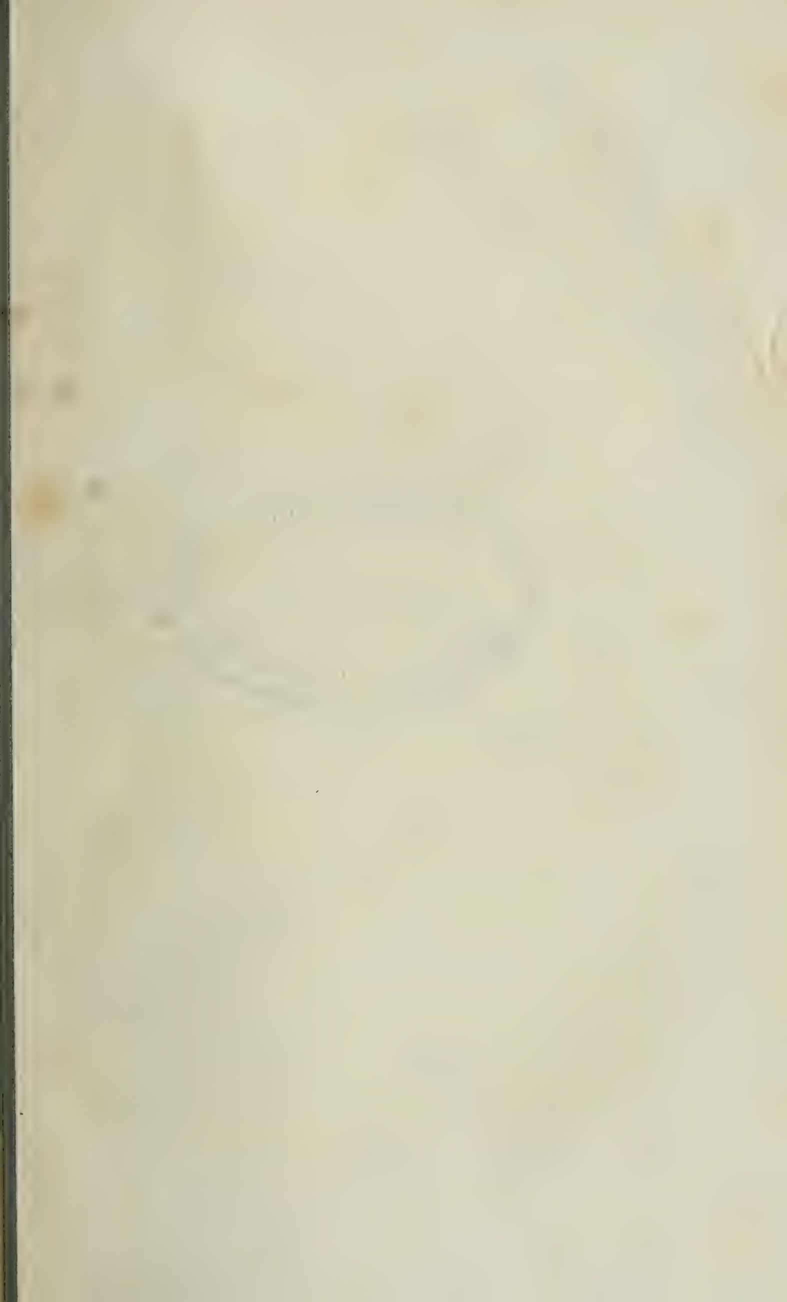
Therese blickte ihnen lange nach, und horchte auf die verklingenden Hufschläge und das dumpf verhallende Rollen des Wagens.

„Kommt auch Ihr jetzt", sprach endlich Lippach sanft zu ihr und nahm ihren Arm.

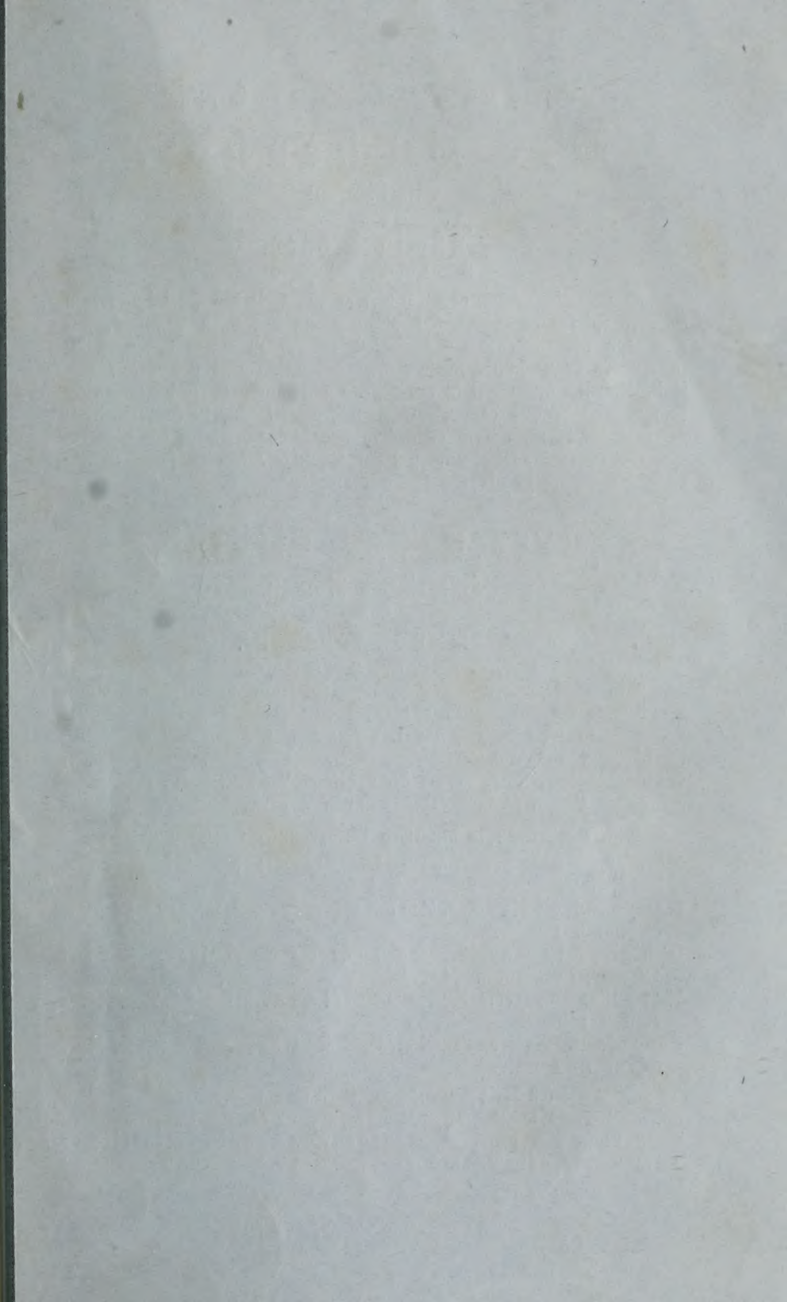
Sie gingen stumm durch die schweigende Finsterniß.

Thurn's Haus stand verödet.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

